Als. 214 h - 1

4149/5

0

<36601380970010

<36601380970010

Bayer. Staatsbibliothek

Fg|90|40620

JOH. ANDREAS SILBERMANN.

Orgelbauer und Alterthums forscher
geb. zu Strasburg den 26 Jun. 1712.
gestorben den 11 febr. 1783.

Neue
Vaterländische Geschichte
der Stadt Straßburg
und des ehemaligen Elsaßes.

Von den ältesten Zeiten bis auf das Jahr 1791.

von

Johannes Friese,

Jugendlehrer.

Im vierten Jahr der Freiheit.

Zwote Auflage.

Straßburg,

gedruckt und in Commission zu haben, bei Lorenz und Schuler, und in allen Buchhandlungen.

1792.

B S B
MÜNCHEN

Vorbericht
zur zwoten Auflage.

Theure Mitbürger!

So viel ich mich selbst kenne, so ist es nicht kleindenkende Eitelkeit oder sich hervor drängende Ruhmsucht die mich bewogen hat, für das Publikum schreiben zu wollen. Der gänzliche Mangel einer brauchbaren Geschichte unserer Vaterstadt, für die Jugend wie für den Bürger — der gewisse Nutzen eines solchen Buchs — die Begierde, mich nützlich zu machen, und die Liebe und Achtung meiner Zeitgenossen einigermaßen zu verdienen — dieses sind die Beweggründe, die mich zu diesem Unternehmen aufgemuntert, und in demselben bestärket haben.

Es würde überhaupt, nicht nur für die Bürger einer jeden ansehnlichen Stadt, sondern auch für die Nachbarn und Ausländer von gleich großem Nutzen seyn, wenn die merkwürdigsten Begebenheiten und Veränderungen jedes Orts, nicht nur in den Archiven aufbewahrt, sondern auch in kurzen Auszügen dem Volk bekannter gemacht würden. Wie lehrreich und allgemein nützlich müßten solche Vaterlands-Geschichten für den Bürger, den Landmann und für die Jugend seyn? wie ihre Vaterlands-Liebe entflammen — ihre Kenntnisse vermehren — und sie über Zeiten und Umstände gründlicher urtheilen lehren? und wie viel würde nicht die Geschichts-Kunde und Länder-Kenntnis dabey gewinnen?

Vorbericht.

Wodurch bildete Griechenland und Rom seine größten Männer, deren heroische Thaten fürs Vaterland wir jetzt noch staunend bewundern? und warum machte es Gott selbst dem Volk Israel zur ersten Pflicht, ihren Kindern zu erzählen, was er an ihren Vätern gethan habe?

Ich glaubte daher meinen lieben Mitbürgern, Landsleuten, Nachbarn und unserer lieben Jugend, ja sogar der spätern Nachwelt einen angenehmen Dienst zu erweisen, wenn ich ihnen, eben jetzt, da die Geschichte unserer lieben Vaterstadt, mit der von ganz Frankreich, einen neuen glücklichen Zeitpunkt beginnet, ein solches Vaterländisches Handbuch, in die Hände lieferte. Ein Buch, das im Volks-Ton, faßlich und leicht geschrieben, den wichtigsten Theil der Geschichte unserer lieben Stadt Straßburg, in Verbindung mit der des ganzen Elsaßes, so weit sie mit jener verwebt ist, mit untermischten praktischen Anmerkungen, kurz und zusammenhängend erzählte.

Der starke Abgang der zween ersten Bände, und die noch immer fortdauernde Nachfrage, welche eine zwote Auflage derselben nothwendig machte, ehe noch der letzte Band fertig ist, ist ein Beweiß, daß ich den Wünschen meiner werthen Mitbürger glücklicher Weise begegnet bin, und Ihre mir bezeugte Zufriedenheit ist mir Bürge dafür, daß meine Arbeit nicht ohne Nutzen seyn werde

Meine Absicht bey diesem Werk ist die: der lernbegierigen Jugend, dem denkenden Handwerks-Mann und dem braven Bauer nicht nur eine angenehme Unterhaltung, sondern auch Gelegenheit zu verschaffen, sein Vaterland kennen und lieben zu lernen.

Vorbericht.

Daß ich im Geist der neuen Verfassung Frankreichs schreibe, wird hoffentlich kein Fehler seyn? — Die Gedanken und Empfindungen der Seele fließen so unvermerkt in die Feder.

Von der Einrichtung dieses Buchs habe ich nichts zu sagen, das nicht dem Leser sogleich selbst in die Augen fiele. Ich habe die Begebenheiten nach Ordnung der Zeitfolge — und so viel möglich — zusammenhängend erzählt. Straßburgs Geschichte zerfällt in drey Haupt-Perioden; jeder derselben ist auf einem besondern Titelblatt angezeigt; die vielen kleinen Abschnitte, so wie jede Seite zeigt in der Aufschrift den Inhalt derselben, nebst der Jahrzahl an, und die Uebersicht des ganzen Werks findet man in dem summarischen Inhalt, der bey jedem Bande voran gedruckt ist, und zugleich als ein Register dienen kann.

Bey der Charakteristik der alten Teutschen habe ich mich deswegen so lange aufgehalten, weil sie so ungemein anwendbar auf unsere Zeiten ist. Der erste Theil ist überhaupt reichhaltiger an praktischen Anmerkungen als die folgenden: warum? ich kannte damalen den Reichthum unserer Geschichte noch nicht.; erst nach dessen Ausgabe wurden mir die Haupt-Quellen derselben geöffnet, und dann wußte ich mir, wegen Menge der Sachen, die ich erzählen sollte, fast nicht mehr zu helfen; ich mußte folglich mit den eingestreuten Anmerkungen etwas sparsamer zu Werke gehen, wenn ich nicht allzu weitläufig werden wollte.

Das, am Ende des ersten Hefts angehängte Gedicht, über die Sitten der alten Teutschen, dürfte besonders für die Jugend sehr lehrreich und unterhaltend seyn. Da ich aber dasselbe nach der ersten Ausgabe verbessert und vermehrt, noch be-

sonders abdrucken ließ, so erfordert die Billigkeit, daß ich dasselbe meinen ersten Abbonenten ebenfalls unentgeldlich mittheile, wenn Sie es verlangen. Sonst ist bey der zwoten Auflage nichts erhebliches geändert, nichts hinzugethan oder ausgelassen worden. Anbey sehe ich mich auch genöthiget, um einiger Personen willen, bey dieser zwoten Auflage noch einmal zu erinnern, daß zwar diese Vaterländische Geschichte Stückweise, in sechs Heften, ausgegeben wird, damit auch mindervermögliche Personen dieses Buch desto leichter kaufen können, denen es sonst, wenn sie es auf einmal bezahlen sollten, zu schwer oder gar unmöglich fallen würde: daß aber alle sechs Hefte zusammen nur ein Buch ausmachen, das nicht getrennt werden kann. Daß also der, welcher das erste Heft kauft, auch die folgenden zu kaufen verbunden ist; weil sonst das Buch zerrißen, und nicht mehr verkäuflich wäre, woraus mir, dem Verleger, ein allzu großer Schaden entstehen müßte.

Einige Personen verlangen von mir, daß ich die kurze Rede, welche ich bey Ueberreichung der zween ersten Bände dieser Vaterländischen Geschichte für das Archiv, den 19ten Jan. vor unserer Municipalität gehalten habe, hier solle abdrucken lassen: da ich diese Rede öffentlich ablegte, und dieselbe auch in das Protokoll eingetragen ist, so finde ich keinen vernünftigen Grund, warum ich diesem Begehren nicht willig entsprechen sollte. Hier ist sie; — sie sey Zeuge meiner Gesinnungen und meines Bestrebens mich nützlich zu machen.

Verehrungswürdige Vorsteher unsrer Commune!

Die Lage, in welcher sich jetzt das neugeborne Frankreich, und in diesem vorzüglich die Rheinischen Departemente befinden, macht es jedem guten Bürger zur Pflicht, wie durch edle Handlungen, so auch durch Reden und Schreiben an der Aufklärung seiner noch minder verständigen Mitbürger zu arbeiten — Licht um sich her zu verbreiten — und Irrthum, Vorurtheile und Fanatism zu zerstreuen.

Aufklärung der niedern Volksklasse ist sicher das wirksamste Präservatif gegen die Kabalen fanatischer Priester!

Aber welche Art von Schriften, wird wohl dem fleißigen Handwerksmann, und dem arbeitsamen Bauer am besten behagen — welche ihm, wenn er von Sorgen und Arbeiten ermüdet ist, am sichersten angenehme Unterhaltung und zweckmäßige Belehrung verschaffen? Ich denke

die Historischen. Und wie — wenn man ihm nun erst — nicht eine gelehrte — aber eine richtige, überall das Gepräge der Wahrheit an sich tragende, leicht und faßlich geschriebene Geschichte seiner Vaterstadt in die Hände lieferte? wenn man ihm mit natürlicher Beredsamkeit den biedern Karakter seiner Urväter — den Muth und die Freyheits-Liebe der alten Straßburger vor Augen mahlte — ihm die Tyrannei der alten Bischöffe, — den Geitz, die Herrschsucht und die greulichen Laster der ungeistlichen Geistlichkeit schilderte; ihm ihre so listigen als boshaftigen Ränke zeigte, mit welchen sie, durch alle Zeitalter, hindurch den heiligen Namen Religion geschändet, und die fromme Einfalt hintergangen hat — wenn man ihm die sklavische Behandlung anschaulich machte, welche Straßburgs Bürger von dem ehemaligen trotzigen und schwelgerischen Adel erdulden mußten — ihm die großen Gefahren, mit denen unsere Väter so oft zu kämpfen hatten, erzählte — wenn man ihm endlich die, um das Vaterland sich verdient gemachten Männer bekannt machte, ihm die Gebäude, Gassen und Plätze bezeichnete, wo sich diese oder jene Geschichte zugetragen hat. — — Sollte nicht ein solches unterhaltendes Volksbuch in jedem Betracht das lehrreichste und nützlichste für ihn seyn?

Dieses, würdige Vorsteher unsrer Commune, waren die Beweggründe, welche mich, vor etwa

fünfzehn Monaten bestimmten, den, für einen ungelehrten Mann, wirklich kühnen Entschluß zu faßen, eine Vaterländische Geschichte der Stadt Straßburg, von den Zeiten Julius Cäsars bis auf das jüngst verfloßene Jahr 1791 schreiben zu wollen; dieß war mein Zweck, den ich zu erreichen — und dieß mein Plan, nach welchem ich zu arbeiten mich bestrebte. Materialien genug fand ich in den kostbaren Büchern und seltenen Handschriften, welche auf unserm Archiv und bey der öffentlichen Bibliothek aufbewahrt werden. Getreue Auszüge aus denselben in ein Ganzes zusammen gestellt, hie und da mit Erläuterungen und kurzen Anmerkungen versehen, sind bereits zwey Bände in den Händen des Publikums, und den dritten hoffe ich noch in diesem Jahr liefern zu können. Ich widmete sie anfangs unsrer Jugend, fand aber bald, daß sie ein noch größeres Bedürfnis für unsere Bürger sey, welche ein solches Buch schon lange wünschten, und es nun mit Begierde und sichtbarer Freude annahmen.

Das brennende Verlangen dieser theuren Stadt Straßburg, die mich als einen Fremden vor sieben und zwanzig Jahren so liebreich in ihren Schoos aufnahm — in welcher ich meine besten Kenntnisse sammelte, und meine glücklichsten Tage verlebte — ein, obwohl schwaches Opfer an dieser geheiligten Stätte darzubringen, erlaubt mir nicht, die Vollendung dieses Werks abzuwarten; ich eile

vielmehr die zween ersten Bände auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen. Nehmen Sie, würdige Männer, dieses Zeichen meiner Treue und meiner Ergebenheit, im Namen der Commune, aus meinen Händen an. — Finden Sie meine Arbeit dieser Ehre würdig, so legen Sie diese Vaterländische Geschichte in unser Archiv, damit auch noch der späteste Enkel die Schicksale seiner Urväter in einem kurzen Auszug beysammen finde, und Lehren der Weisheit daraus schöpfen könne. — O! möchte doch meine geringe Arbeit recht Vielen nützen! möchte ich doch im Stande seyn, zum allgemeinen Wohl recht vieles beytragen zu können!

Johannes Friese,
Jugendlehrer;
wohnhaft in der Geistgasse zunächst dem Bauerntanz, am Graben, N°. 19.

Inhalt

des ersten Zeitraums der Vaterländischen Geschichte.

Seite

Anrede des Verfassers an die Vaterländische Jugend 1.

Erster Abschnitt.

Zustand des Elsaßes und seiner Bewohner, vor der Ankunft der Römer.

Einleitung in die Geschichte 11.

Gestalt, Lebensart, Charakter der alten Teutschen 16.

Ihre Religion, 20.

Regierungsform, 24.

Beschäftigung, 28.

Kriegsgebräuche, 29.

Zucht und Keuschheit, 33.

Sorgfalt für verlassene Kinder, 34.

Ehrfurcht für alte Leute, —

Das Schicksal ihrer Sklaven —

Inhalt.

Zweyter Abschnitt.

Eroberung des Elsaßes und des ganzen Galliens durch die Römer, 57 Jahre vor Christi Geburt.

	Seite
Vierzehnjähriger Krieg des Ariovists im Elsaß	39.
Wanderung und Niederlage der Helvetier	41.
Cäsars Krieg mit Ariovist	43.
Cäsars Sieg über denselben	48.
Bemerkungen über den Aberglauben der Teutschen	50.
Eroberung Galliens durch die Römer	55.
Allgemeine Verschwörung wider Rom	—
Zweyte Eroberung	56.
Bessere Kultur des Landes und seiner Bewohner	58.
Ueberreste römischer Arbeiten	60.
Erklärung des Titelblatts	63.

Dritter Abschnitt.

Anfang der Geschichte Straßburgs oder des römischen Argentoratums. 68.

Ursprung oder erste Erbauung Straßburgs	69.
Namen, erste Meldung, Größe	70.
Ringmauern und Thore	72.
Innere Gebäude — Nahrung und Wohlstand	75.
Pflanzung Christlicher Gemeinen im Elsaß.	77.
Allemannische Einfälle	81.
Julians Sieg bey Straßburg	82.

Inhalt.

Seite

Brumt oder Brumat 82.
Große Völkerwanderung 85.
Verwüstung des Elsaßes und Zerstörung unserer Vaterstadt 86.
Brief des heiligen Hieronymus 87.
Stiliko, Kaiserlicher Minister 88.
Eroberung des Elsaßes durch die Allemannier 89.
Straßburg ein Dorf 90.
Attilla verwüstet das Elsaß 91.

Vierter Abschnitt.

Elsaß und Straßburg unter der Fränkischen Regierung.

Schlacht bey Zülpich 93.
Clodovåus wird getauft und führt die Christliche Religion in seinen Ländern ein 95.
Zustand des Christenthums im 5ten und 6ten Jahrhundert. 96.
Clodwig gründet das Französische Reich 97.
Straßburgs Wiedererbauung 98.
Zustand dieser Stadt am Ende des 6ten Jahrhunderts 99.
Woher der Name Straßburg entstanden 102.
St. Arbogast Bischoff zu Straßburg 104.
Rufach kommt an das Bisthum Straßburg 105.
Elsaß bekommt eigene Herzoge 106.
Oberehnheim, Residenz des ersten Herzogs, Ettich 107.
Gründung des Odilien-Klosters —

Inhalt.

	Seite
Stiftung des Klosters St. Stephan zu Straßburg	108.
Ursprung, Zweck und Nutzen der Klöster	109.
Anwendung der Kirchen-Güter	112.
Erste Erweiterung der Stadt	113.
Die alte und neue Stadt	115.
Woher der Name Städtmeister?	116.
Königlicher Pallast zu Straßburg	—
Erläuterung unserer Geschichte aus der französischen	
Ludwig, der Fromme	117.
Verrätherey der Söhne Ludwigs	120.
Die Söhne nehmen den Vater gefangen	121.
Bundesfest der Söhne Ludwigs zu Straßburg wider ihren ältern Bruder Lothar	124.
Feyerlichkeit bey demselben	128.
Frieden zu Verdun. Theilung der fränkischen Monarchie. Elsaß und Straßburg kommen an Lothringen.	129.
Ursprung des Lotharingischen Reichs — unsere Stadt und Land werden mit demselben verbunden	130.
Theilung des Lotharingischen Reichs — Straßburg und Elsaß fallen an Ludwig, König von Teutschland im Jahr 870	131.

Erste Periode

der

Vaterländischen Geschichte,

von den ältesten Zeiten

bis auf das Jahr 870, da Straßburg und Elsaß

an das teutsche Reich kam.

Anrede des Verfassers an die Vaterländische Jugend.

Blühende Jugend!

Du bist die Hoffnung künftiger Zeiten — die Pflanzschule des Staats und der Kirche — der Trost und die Freude deiner Aeltern — die Krone deiner Lehrer!

Dich vernachläßigen ist Hochverrath gegen Gott — gegen den Staat — gegen die Welt und die Nachwelt. — Dich ohne Unterricht und Zucht in Unwissenheit und Thorheit aufwachsen lassen, ist die schröklichste Untreue, stürzet dich, deine

Verderber, und noch tausend andere mit dir, in grenzenloses Elend.

Aber urtheile selbst, theure Jugend! urtheile selbst, was dich treffen würde, wenn du durch Trägheit, durch sträflichen Eigensinn oder Bosheit dich selbst verderbtest, und die Bemühungen deiner guten Aeltern und Lehrer an dir vereiteltest? Das wirst du aber nicht thun, so wirst du nicht wider dich selbst rasen! mit Thränen würdest du es, aber zu spät, bereuen.

Die großen **Volksvertreter** in Paris, die jezt durch Ihre Weisheit und Rechtschaffenheit Frankreichs, und vielleicht der ganzen Welt, Glück und Freyheit gründen, die waren vor 20 — 30 Jahren was ihr jezt seyd — Jünglinge und Knaben: Sie durften damals weniger als ihr, hoffen, daß dereinst so große Volksretter aus Ihnen werden würden. Würden Sie aber jemals dieses erhabene Amt erlangt haben, wenn Sie nicht schon in euerm Alter durch Fleiß und gute Sitten den Grund gelegt, und die hiezu nöthigen Kenntnisse gesammelt hätten? Mit welcher Wonne und Zufriedenheit werden Sie jezt auf Ihre Jugendjahre zurück sehen? Wie ihre Lehrer seg-

nen, die Ihnen so gute Grundsätze beygebracht haben?

Sie, und alle die würdigen Männer, die jezt die mancherley Aemter im Staate bekleiden, werden einst mit Ruhm und unter den Segnungen der Völker, welche Sie beglückt haben, von diesem Schauplatz abtreten, und es ist nicht zu zweifeln, daß nicht manche unter euch Ihre Stellen einnehmen werden: denn der Weg zu den höchsten Würden und Aemtern des Staats zu gelangen ist nun nicht mehr hohe Geburt, nicht die Verdienste der Ahnen, nicht Geld, noch hohe Gönner und Freunde, sondern Wissenschaft und Tugend. Sind doch selbst unter den jezigen Gesezgebern Frankreichs auch einige rechtschaffene Bauern aus Bretagne!

Es giebt jezt keinen andern Adel mehr, als den, welchen edle Gesinnungen und persönliche Verdienste uns geben. Auch die Aermsten unter euch können dereinst Deputirte der Nation, Richter, Oberverwalter und Municipal-Beamte, Bischöffe und Präsidenten, oder Offiziers und Generalspersonen werden; nur müßt ihr jezt schon dafür sorgen, daß das Amt, das euch dereinst anvertraut werden könnte, an euch auch einen

tüchtigen, geschickten und rechtschaffenen Mann bekomme.

Wenn Ehrfurcht vor Gott und Liebe zu Ihm der Anfang wahrer Weisheit, und die Gottseligkeit zu allen Dingen nütze ist, so müßt ihr nach diesen Fundamental-Eigenschaften eines rechtschaffenen Mannes am ersten trachten, und alsdann mit unermüdetem Eifer gute Kenntnisse und Fertigkeiten euch zu verschaffen suchen.

Und wenn die Vorsehung Gottes andere unter euch nicht zu hohen Aemtern bestimmt hat, ihr aber dereinst in eurem niedrigern Stande geschickte, brauchbare, edeldenkende Bürger, und glückliche Bewohner eines freyen, gesegneten Landes werden wollet, so müßt auch ihr den frohen glücklichen Morgen eures muntern kraftvollen Lebens, und die herrlichen Gaben, welche der gute Gott einem jeden unter euch in seiner Maaße mitgetheilt hat, eifrig und treu anwenden.

Nie war eine schönere Zeit — nie mehr Aufmunterung, mehr Gelegenheit gut und weise zu werden, als gerade jezt, da das älteste unter den Königreichen Europens die Fesseln abstreift, welche zuerst seine Könige und hernach das Volk

drükten, und welches nun mit jugendlichem Glanz der **Freiheit** hervorbricht; Aristokratie *) und Despotismus **) entwaffnet, und die so lange mit Füssen getretenen angebornen **Rechte des Menschen und des Bürgers** zur Grundlage seiner gerechten und sanften Regierungsform weihet.

(Aber diese edle, geheiligte, auf Vernunft und Religion gegründete **Freiheit** muß auch recht verstanden, recht geübt werden! Zügellosigkeit, worinn jeder thut, was ihn gelüstet, ist nicht Freiheit — ist Raserey; was würde da aus Frankreich — was aus dem Erdkreis werden? eine irdische Hölle! Wahre Bürgerfreiheit ist die: daß ein jeder Bürger frey seine Meynung sagen und schreiben — zu den Wahlen seiner Vorsteher, zu den Auflagen,

---

*) Wenn alle Macht der Regierung allein in den Händen einiger Vornehmen ist.

**) Unumschränkte Gewalt. Wenn dem bloßen Willen dessen, der zu befehlen hat, alles ohne Widerrede gehorchen muß. Solcher Despoten hatten wir viele; oft war es selbst der Polizeibediente.

zu den Verordnungen, seine Beystimmung geben darf — daß er keiner willkührlichen Macht, nur den Gesetzen unterworfen ist — alles thun darf, was andern, die gleiches Recht haben, nicht schadet — an den gemeinen Lasten nicht mehr als seinen Antheil tragen darf — und zu allen Aemtern und Ehren, zu welchen er Tüchtigkeit genug besitzt, mit allen andern gleiches Recht hat.)

Leset nur die Völkergeschichten Europens — Frankreichs — die Geschichte Straßburgs; ihr werdet es tief empfinden, daß nie eine schönere Zeit, nie eine glücklichere, hoffnungsvollere Aussicht in die Zukunft, und folglich nie so viel Aufmunterung und Gelegenheit war, geschickt und klug zu werden, als eben jezt, da ihr eure jugendliche Laufbahn beginnet.

Unsere neue herrliche Reichsverfassung wird — wie alle menschlichen Dinge — dereinst auch wieder durch einschleichende Misbräuche entweiht und verderbt werden — aber euer Zeitalter ist vor dieser Gefahr ziemlich gesichert. Eure Laufbahn ist die schönste, weil ihr sie mit der Konstitution zugleich antretet. Der warme Patriotismus (Vaterlandsliebe) durch den sie gegründet wurde, wird sie auch verfechten, und sein erwär-

mendes Feuer wird noch in euern Nachkommen wirksam seyn.

Um diese Vaterlandsliebe, als die erste Bürgerpflicht und Bürgertugend, auch in euch zu erwecken oder zu vermehren, übergebe ich euch, theure Söhne und Töchter, hiemit den ersten Theil eines Buchs, das auf allen Blättern Vaterlandsliebe athmet. Der Titel desselben sagt euch schon, es sey eine Geschichte eurer Vaterstadt und des Elsasses, von den ältesten Zeiten, bis auf das Jahr 1791. Sie zerfällt von selbst in drey Haupttheile:

Der Erste wird euch erzehlen, wie es vor tausend und zweytausend Jahren, also lange vor Christi Geburt, in unserm Elsaß ausgesehen habe. Da werdet ihr mancherley Völker und Leute kennen lernen, die vor vielen Jahrhunderten auf unserm vaterländischen Boden gewandelt haben, und nun in unserer Mutter-Erde ruhen — Gallier und Germanier — Celten und Belgier — Sequaner, Mediomatriker, Tribocker, Römer, Vandalen, Allemannier, Hunnen, Gothen und Franken; da sage ich euch von ihrer Gestalt, Kleidung, Lebensart, Religion, Regie-

rungsform, von ihren Sitten und Gebräuchen. Ich erzähle euch die Geschichte und Zerstörung des ersten Straßburgs, oder eigentlich des römischen Argentoratums, und andere merkwürdige Dinge.

Der zweyte Theil soll euch mit Straßburgs Geschichte, so lange diese Stadt mit dem teutschen Reich verbunden war, unterhalten.

Der Dritte, die Begebenheiten von A. 1681 bis 1791 unter Französischer Hoheit, erzählen.

Da ich in diesen drey Bänden nur die Hauptgeschichte bearbeiten kann, so wäre es wohl möglich, daß ich euch auch noch einen besondern Band Vaterländischer Anekdoten in die Hände lieferte, deme ich einen Anhang von der natürlichen Beschaffenheit des ehemaligen Elsaßes, und der neuen bürgerlichen Einrichtung desselben beyzufügen gedächte.

Ich schmeichle mir mit der Hoffnung, daß euch dieses Buch viel Nutzen und Vergnügen bringen werde — und dann bin ich überschwenglich belohnt.

Was schwer oder dunkel ist, werde ich allemal erklären: solte ich aber im Erzählen manchmal zu ernsthaft werden, und Dinge vorbringen, die

euch langweilig scheinen, weil sie euch nicht interessiren, so müßt ihr wissen, daß ich dieses Buch, das ich freylich zunächst für euch schreibe, doch auch so einrichten möchte, daß es eure Aeltern und andere erwachsene, verständige Leute, auch gerne lesen, und auch ihr selbst, wenn ihr einmal größer und älter werdet, doch noch Vergnügen daran finden möget.

Ob ich wohl zu dem, was ich für euch schreibe, keine andere Zeit habe, als die, welche ich dem Schlaf, dem Spaziergang und den Besuchen entziehe, so gebe ich euch doch mein Wort darauf, daß die Fortsetzung dieser vaterländischen Geschichte, mit Gottes Hülfe sobald als möglich nachfolgen soll, wenn ich hören werde, daß ihr mit einer edeln Wißbegierde dieselbe begehret.

Und nun, meine lieben jungen Freunde, nun kommt, laßt uns miteinander die ehrwürdigen Reste des grauen Alterthums in unserm Vaterlande aufsuchen.

Lasset uns aus ihrer Geschichte Lehren der Weisheit schöpfen, die unsern Verstand aufhellen und unser Herz bessern — die uns vom Laster zurückschrecken, und im Kampfe der Tugend stärken; Lehren der Weisheit, die uns den Gang

der Vorsehung mit einzelnen Menschen, wie mit ganzen Völkern — den Vorzug und die gesegneten Wirkungen der Lehre Jesu vor allen Religionen in der Welt — den Werth der so flüchtigen Lebenstage — den Zweck unsers Daseyns — das Blendwerk eitler Ehre und Güter — das hohe Glück, zum Wohl unserer Zeitgenossen, und zum Segen kommender Geschlechter gelebt zu haben, recht anschaulich machen.

Wohl uns, wenn wir die Vaterländische Geschichte immer aus diesem Gesichtspunkte betrachten!

Geschrieben, unter Empfindungen des Danks und der Freude gegen meinem guten Gott, am ersten Morgen meines fünfzigsten Jahrs den 4 Sept. 1790.

Johannes Friese.

Erster Abschnitt.

Zustand des Elsasses und seiner Bewohner, vor der Ankunft der Römer.

Einleitung in die Geschichte.

Wir wollen den Faden unserer Geschichte am äussersten Ende fassen, und, von sichern Urkunden geleitet, sehen, wie es vor ohngefehr 2000 Jahren in unserm Vaterlande aussah; wir wollen dem Zustande, der Lebensart, der Religion und den Sitten unserer Urväter, und den Geschichten, die sich zu ihren Zeiten in unsern Gegenden zugetragen haben, sorgfältig nachspüren.

Die Schriftsteller, denen wir diese uralten Nachrichten zu verdanken haben, sind **Cäsar** und **Tacitus**.

Der erste war ein römischer Feldherr, der 57 Jahr vor Christi Geburt den grösten Theil von Frankreich, welches aber damals **Gallien** hieß, zu welchem auch unser **Elsaß** gerechnet wurde,

eroberte, und der römischen Herrschaft unterwürfig machte. In der Feder so geübt als in den Waffen, beschrieb er die Geschichte seiner geführten Kriege, den Zustand des alten Galliens und seiner Bewohner, aus eigener Erfahrung. Tacitus, gleichfalls ein römischer Ritter und Schriftsteller, lebte zu den Zeiten der Kaiser Vespasian und Nero; unter dem ersten war er römischer Prokurator in den Gallischen Provinzen am Rhein. Hier beobachtete er den Charakter, Religion und Sitten der Germanier oder Teutschen, und überlieferte sie der Nachwelt in seinen anmuthigen Schriften. Ob diese Männer immer reine Wahrheit erzählen, können wir aus Mangel anderer Nachrichten, nicht entscheiden; es ist uns aber aus eben dem Grunde auch nicht erlaubt, ihre Ehrlichkeit in Zweifel zu ziehen; und ich erzähle so, wie ich es finde.

Daß unser Elsaß, so wie die umliegenden Länder, schon mehrere Jahrhunderte vor der christlichen Zeitrechnung müsse bewohnt gewesen seyn, erhellet daraus, daß Julius Cäsar bey seiner Ankunft in Gallien und Germanien lauter gebildete Staaten, und eine erstaunliche Volksmenge angetroffen. Auch wußten diese Völker

in ihren Volksgesängen sehr vieles von ihrem Ursprung und altem Herkommen, wie auch von den grossen Thaten ihrer Voraltern zu rühmen.

Sehr merkwürdig ist es, daß jenes alte Gallien und das heutige Frankreich fast in die nemlichen Grenzen eingeschlossen ist. Die pyrenäischen Gebirge gegen Abend, und der Rhein gegen Morgen waren, von den ältesten Zeiten her, die natürlichen Grenzen, welche dieses große Reich von Spanien und Teutschland trenneten; nur mit dem Unterschied, daß zu jenem alten Gallien auch die Schweitz und alle Länder an dem disseitigen Ufer des Rheinstroms, bis an seine Mündung, und diesemnach auch die Niederlande, gerechnet wurden. **Unser Elsaß war also ursprünglich schon eine Gallische Provinz.**

Das alte Gallien war in drey große Theile, **Aquitanien**, **Celten** und **Belgien** abgetheilt. Aquitanien begriff die westlichen Provinzen Frankreichs, an dem aquitanischen Meer und den Pyrenäen; das Celtische, welches bey weitem der gröste und beste Theil war, faßte die mittlern und südlichen Länder am mittelländischen Meer, die Schweitz, Hochburgund und das obere Elsaß in sich; die niederrheinischen Provinzen hingegen

und die sämtlichen Niederlande wurden zu Belgien gerechnet.

Wie aber heut zu Tage die Bewohner dieses sehr großen Landes, alle Franzosen, gleichsam nur eine große Familie ausmachen, nur einen großen Staat bilden, der von einem Oberhaupt belebt, durch einerley Gesetze regiert, und durch ein gemeinschaftliches Interesse verbunden ist: so waren im Gegentheil jene alten Gallier in mehr als hundert Völkerschaften und kleine Staaten vertheilt, die einander unaufhörlich bekriegten.

Das jenseitige Rheinufer wurde von den Germaniern *), einem streitbaren und mächtigen Volk bewohnt, welches aber auch, wie die Gallier, in viele Stämme und kleine Staaten zertheilt war. Die Bewohner der Rheingegenden auf beyden Seiten waren besonders unruhige Leute, welche fast täglich miteinander handgemein wurden. Oft setzten ganze Horden Germanier über diesen Strom, suchten sich neue Wohnsitze in Gallien, eroberten einen Strich Landes und ließen sich da nieder; ein andermal drang ein Hauffe Gallier in die jenseitigen Provinzen ein,

*) Das heißt Wehr- oder Kriegsmänner.

erwürgte und vertrieb die Teutschen aus ihren Wohnungen, und setzte sich in Germanien vest, jene verjagten wieder andere aus ihrem Eigenthume auf die nemliche Weise. Daraus entstand dann eine Vermischung der Völker, der Sitten und Sprache unter den Bewohnern der beyderseitigen Rheinufer, welche die Geschichte dieser Völker sehr dunkel macht.

Es gab gallische Völkerschaften, die sich von alten Zeiten her einer germanischen Abstammung, und germanische Stämme, die sich einer gallischen Herkunft zu seyn rühmten: doch wurden die Teutschen nach und nach Meister, und die gallischen Provinzen am Rhein wurden endlich ganz von germanischen Völkerschaften bewohnt. So waren, nach dem Zeugnis des Tacitus, die Treverer, Nervier, Vangionen, **Tribocker**, Nemeter und Ubier lauter gallische Völkerschaften, und doch germanischen Ursprungs.

Die **Tribocker** sind für uns besonders merkwürdig, weil wir sie, aller Wahrscheinlichkeit nach, als unsere eigentlichsten Urväter anzusehn haben. Dieses germanische Volk kam zu den Zeiten Cäsars über den Rhein in unsere Gegenden, und vertrieb die **Mediomatriker**, welche

vorher das ganze untere Elsaß und etwas von Lothringen bewohnten, aus einem Theil ihrer Wohnsitze, zu welchem auch die Gegend um Straßburg gehörte, in dessen Besitz sie unter der Herrschaft der Römer geblieben sind; denn wir finden sie hernach noch lange in der Geschichte. Vielleicht hat auch unser Straßburg selbst ihnen sein Daseyn zu danken.

Da nun unsere ältesten Urväter Gallische Germanier waren, so, wie wir ihre Enkel, nach so vielen Generationen (Geschlechtsfolgen) auch noch Französische Teutsche sind, so denke ich, daß es meinen Lesern angenehm und lehrreich zugleich seyn werde, wenn ich sie mit dem Charakter, Lebensart, Religion, Sitten und Gebräuchen jener alten Germanier überhaupt in etwas bekannter mache.

Gestalt, Lebensart und Charakter der alten Teutschen.

Tacitus erzählt von ihnen, daß sie große, baumstarke, tapfere Leute gewesen, mit langen Haaren und Bärten, funkelnden Augen — eine Löwen- oder Bärenhaut über die Schultern hängend, den rechten Arm bloß, und den Kopf des

Thiers

Thiers, statt einer Mütze über das Haupt hergezogen; mit einer knottigten Keule oder einem langen Wurfspieß bewaffnet — rauh, gegen alles Ungemach der Witterung abgehärtet — voll Muth und Feuer — so sahen unsere Stammväter aus, von welchen wir entsprossen sind!

Ihre **Gemüthsart** war ehrlich, aufrichtig, treu — ohne List und Falschheit, die unseelige Kunst der Verstellung kannten sie nicht — dabey waren sie ernsthaft, überlegend, entschlossen, gegen Fremde ungemein gastfrey — ehrerbietig und gehorsam gegen ihre Vorgesetzte — voll Vaterlandsliebe. An Strabatzen gewöhnt, waren sie geschworne Feinde aller Gemächlichkeit und bequemen Lebensart — denn sie glaubten, **ein gemächliches Leben schwäche den Menschen**; darum gewöhnten sie auch ihre Kinder von Mutterleibe an, alles Harte ertragen zu können. Bey diesen guten Eigenschaften waren sie aber auch ruhmsüchtig, grausam, rachgierig und dem Trunk ergeben.

Ihre **Lebensart** war sehr einfach. Sie lebten meist von der Viehzucht; ihre Speise war Milch, Käse und Fleisch der geschlachteten, oder auf der Jagd erlegten Thiere; nebst diesem Obst und

Kräuter, (wie sie das Land ohne Anbau, wild hervor brachte.) Den Ackerbau trieben sie nur so weit, als es die äußerste Noth erforderte. Ihr Getränke war ein Aufguß über Waizen oder Gerste, welchen sie, bis die Gährung vorüber war, beysammen stehen ließen; aus welchem Decoct vermuthlich unser Bier entstanden ist.

In Absicht ihrer **Wohnplätze** waren die Gallier und Germanier sehr verschieden. Diese Letztern wohnten gar nicht in gemauerten Städten, und wenn sie solche erobert hatten, so verheerten und zerstörten sie dieselbe. Sie hielten es für Schande und Verzagtheit hinter geschlossenen Mauren zu sitzen, weil man sich in diesem Fall mehr auf deren Schutz, als auf seine eigene Tapferkeit verlasse. Daher bauten sie sich blos in weitschichtigten Dörfern oder **Gauen** an, in welchen ihre elenden, hölzernen Hütten ohne alle Ordnung zerstreut herum lagen. Ein jeder baute, wie ihn ein Wald, ein Fluß oder Feld dazu einlud. Hingegen die Gallier, disseits des Rheins, hatten lange vor der Ankunft des Julius Cäsars, Städte mit Wall und Mauren umgeben, von denen manche sehr ansehnlich, vest und volkreich waren.

Dieses war der Charakter und die Lebensart der wilden Einwohner unsers Landes. Was dünkt euch nun, meine Lieben! Ists nicht so, sie hatten doch manches Gute, dessen wir uns, nicht so wie sie, rühmen können? Wahr ists, an Kunst und Wissenschaft übertreffen wir sie weit: thun wir es ihnen aber auch an Redlichkeit, Treue und Wahrheitsliebe, an Muth und Entschlossenheit, an Festigkeit und Körperkraft zuvor? Ich fürchte sehr, daß wir in diesen Stücken unsern Stammvätern weit nachstehen! Zwar giebt es unter uns auch noch manche bidere, tapfere Männer, besonders unter der arbeitenden Volks-Klasse, welche sich durch Festigkeit des Charakters und Körperkraft genugsam auszeichnen, und dadurch unsere Zierde und Stützen sind: aber dem grösten Theil nach sind wir doch meist blöde, furchtsame, schwache Sprößlinge, jener alten Saft und Kraft-vollen elsaßischen Stammbäume (Urväter.)

Und was ist wohl die Ursache dieser Ausartung? Luft und Wasser ist es gewiß nicht, denn dieses ist jezt viel besser als vor zwey tausend Jahren, da unser Land noch eine wahre Wüste, wenig angebaut, voll undurchdringlicher Wälder, und wegen den öftern Ergiessungen des Rheins und

der vielen andern Flüsse voller Sümpfe und Moräste war. Nein, der Grund unserer Schwäche liegt größtentheils in unserer weichlichen Erziehung! Wir lieben die Gemächlichkeit zu viel, und fliehen dagegen alles was Mühe und Anstrengung erfordert; dadurch erschlaffen unsere Leibs- und Seelenkräfte, denn sie werden nicht in Uebung gesetzt. **Gemächliches Leben reizet zur Wollust**; und gar manche junge Leute hegen und nähren sehr frühe diese tödtende Schlange in ihrem Busen, und welken dahin in der besten Blüthe ihrer Jahre.

O ihr Söhne und Töchter, ihr Jünglinge und Jungfrauen, fliehet diese Seuche, die, leider, so manches unter euch auch schon angestecket hat! tödtet diesen Wurm, der die Wurzel eurer Glückseligkeit für dieses und jenes Leben abzunagen drohet.

Der **Religion** nach waren unsere Voraltern Heiden; aber sie verehrten nicht Thiere, wie die Egypter und andere Völker, auch nicht todte Götzenbilder, wie die Römer, ihre nachmaligen Herren, sondern unsichtbare Gottheiten, deren Gegenwart sie in jedem Busch oder Wald mit heiligem Schauer zu empfinden glaubten. Sie fanden es äusserst unschicklich, göttliche Wesen in Bildern vorzustellen, oder gar in Tempeln zwi-

schen Mauren einzuschliessen. Sie hatten also in diesem Punkt bessere Begriffe von dem Wesen der Gottheit, als die Römer und alle andere Heiden. Nur schade, daß sie die erhabenen Eigenschaften des höchsten Wesens nicht kannten! Welch einen mächtigen Einfluß würden diese auf ihren Sinn und Wandel gehabt haben? aber — wie sollten sie glauben, wovon sie nichts gehöret hatten? **Wir** genießen diesen Unterricht von Jugend auf, wie glücklich sind wir! aber wie groß ist auch unsere Verpflichtung vor jenen! **Wem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern!**

Von den **Tribockern**, von denen ich oben schon geredet habe, erzählen einige neuere Schriftsteller, doch ohne weitere Glaubwürdigkeit daß sie ihre gottesdienstlichen Versammlungen auf Bergen und Höhen, in Haynen oder angepflanzten Götzenwäldern gehalten, in welchen **drey Buchen** der Gottheit besonders geweihet waren, in deren Mitte ein Altar stand, auf welchem sie ihre Opfer brachten. Man glaubt, daß der Name Tribocken oder **Tri-bucken** von diesen drey Buchen herrühre. *)

*) Schadäus in seiner Münster-Chronik ist der Meynung, daß auf dem Platz des heutigen Münsters ein solcher Hayn soll gestanden haben.

Die Opfer welche sie ihren Gottheiten darbrachten, bestanden ordentlicherweise in Thieren; aber in außerordentlichen Fällen, z. B. in Krankheiten, bey Schlachten und in andern Volks-Nöthen, opferten sie auch lebendige Menschen, ihre erzürnten Gottheiten zu besänftigen; denn sie glaubten, die unsterblichen Götter könnten unmöglich einem Volk oder Menschen gnädig seyn, wenn sie nicht vorher durch das Blut eines andern Menschen gleichsam versöhnt würden. In diesem Falle hielten sie dafür, strafwürdige Diebe oder andere Bösewichter seyen der Gottheit am angenehmsten, aber in Ermanglung solcher Leute, mußten auch Unschuldige oft ihr Leben lassen, und dann kam es auf die Entscheidung der **Druiden** oder Priester an, wen sie dazu bestimmten.

Bey den Galliern und Germaniern standen die Priester in dem größten Ansehn. Man hielt sie für die Vertrauten der Gottheit. Nicht nur bey gottesdienstlichen Verhandlungen kam alles auf ihren Ausspruch an, sondern auch in alle politische, gerichtliche und häusliche Angelegenheiten hatten sie den grösten Einfluß. Ihre Worte wurden als Befehle der Gottheit angenommen und befolgt. Sie bestimmten Kriege und Schlachten, so wie die

Zeit zum Angriff. Niemand durfte Strafen und Belohnungen zuerkennen, als sie. Sie schlichteten alle Streitigkeiten — zwar nicht als aus richterlicher Gewalt, sondern als Geheiß der Gottheit. Unterwarf sich jemand, er mochte seyn wer er wolte, ihrem Ausspruch nicht, so thaten sie ihn in den Bann; welches bey ihnen die allerhärteste Strafe war; denn einen solchen betrachtete man, als einen ruchlosen, der Gottheit ungehorsamen Menschen; alles floh vor ihm, um nicht angesteckt zu werden, niemand redete, aß oder trank mit ihm — auch im Gericht fand er kein Recht.

Weil der Priesterstand von allen Abgaben befreyet war, auch außerdem viele Freyheiten und große Ehre genoß, so wiedmeten sich immer sehr viele junge Leute diesem Beruf. Diese mußten alsdann eine erstaunliche Menge Sprüche ihrer Weisen auswendig lernen, und wohl 20 Jahre in der Schule bleiben, denn ob sie wohl in Gallien in Staats- und Privat-Angelegenheiten die griechischen Buchstaben zu gebrauchen pflegten, so gestatteten sie doch durchaus nicht, daß ihre Lehren in Schrift durften verfasset werden. Ihre Absicht hiebey war wohl keine andere, als daß ihre Grundsätze ein Geheimnis bleiben, und sie sich

also bey dem übrigen Volk im Ansehen erhalten möchten. Betrüger hüllen ihre Betrügereyen gern in dunkle Geheimnisse ein; redliche Menschen und Wahrheits-Freunde suchen jede gute Kenntnisse zu verbreiten und gemeinnützig zu machen.

Die Lehren, welche jene Druiden ihren Schülern beybrachten, waren etwa folgende: die Unsterblichkeit der Seele des Menschen, und ihre Wanderung nach dem Tode aus diesem Körper in einen andern. — Die Gewalt und Macht der unsterblichen Götter. — Der Lauf und Stand der Sterne und ihre Bedeutung, und endlich die Erdbeschreibung und Naturkunde. Für jenes nahe Zeitalter waren ihre Kenntnisse allerdings so, daß man sie bey wenigen Völkern so gut antraf. Die grösten Weltweisen waren damals noch nicht gewiß, ob die Seele unsterblich sey?

Außer dem Priesterstand gab es noch zwo Volksklassen, die bey ihren Versammlungen das Recht hatten, ihren Rath und Meynung vorzutragen; sie hiessen: Edle und Freye; oder wie wir zu sagen gewohnt sind, Edelleute und Bürger. Edle oder Ritter waren solche, die von ihren Voraltern her, durch Tapferkeit und heroische Thaten, dem Staat vor-

zügliche Dienste geleistet, kriegerische Ehrenzeichen erobert, und durch Beute sich bereichert hatten. Die Geringsten im Volk, oft ganze Geschlechter, ergaben sich diesen Edlen in Schutz — diese nannte man Schutzgenossen, und in ihrer Sprache **Ambachten**. Sie wurden von ihren Schutzherrn fast wie Sklaven gebraucht, und waren verpflichtet, ihrem Lehnsherrn in Kriegen oder Streifereyen zu folgen, so oft er es verlangte. Die Menge solcher Ambachten bestimmte die Macht und das Ansehen der Edeln.

Vielleicht sind die Reste, der die Menschheit so sehr entehrenden Leibeigenschaft womit noch auf den heutigen Tag an so vielen Orten die Unterthanen ihren Herrschaften verpflichtet sind, Ueberbleibsel jener alten Einrichtung. Gott gebe, daß auch diese bald vollends vertilgt und überall wie in Frankreich, abgeschaft werden mögen!

Aus diesen Edeln wurde im Kriege der Herzog oder Heerführer frey gewählt. Seine Pflicht war, den Staat zu vertheidigen, überall in den größten Gefahren vorne an zu seyn. Schande

war es für ihn, von einem andern an Tapferkeit übertroffen zu werden. Beute vom Feind, und freywillige Geschenke vom Volk, machten seine Einkünfte aus. Starb er, so kam seine Würde nicht auf den Sohn, sondern auf den Tapfersten; durch eine neue Wahl.

Freye oder **Freylinge**, das waren die freyen Bürger des Staats, die Mittel genug hatten, sich selbst zu erhalten und zu beschützen, und also von keinem Großen abhiengen. Diese hatten auch Sitz und Stimme in ihren Volks-Versammlungen.

Alle Jahre wählten sie sich, außer dem Herzog, der nur im Kriege etwas zu sagen hatte, auch noch ein bürgerliches **Oberhaupt**, aus den klügsten, erfahrensten und thätigsten Männern. Dieses freygewählte Oberhaupt regierte nicht mit richterlicher Gewalt, sondern durch Beyspiel und guten Rath. Seine Vorschläge galten nicht mehr, als die eines Andern vom Volk, wenn sie nicht vorzüglich klug und einleuchtend waren. Sprach er, und sein Rath gefiel, so entstand ein Geklirre der Waffen — das war allgemeiner Beyfall: war das Volk aber anderer Meynung, so entstund ein Gemurmel, und einer oder mehrere standen auf

und widerlegten ihn. Daß er die ihm verliehene Würde nicht misbrauchen, nicht stolz noch herrschsüchtig werden möchte, und damit auch andere tüchtige, bidere Männer an dieser Ehre Antheil nehmen könnten, so mußte er nach Verlauf eines Jahrs wieder abtreten, und seine Würde dem, den die neue Volks-Wahl getroffen hatte, überlassen.

Wie weise und gerecht ist diese Einrichtung! Man muß sich fast wundern, wie diese rohen Völker eine so herrliche Staats-Verfassung zu bilden im Stande waren; lernet aber daran, meine Lieben! wie weit es der schlichte Menschenverstand, durch ernstliches Nachdenken — ruhige Ueberlegung und vieljährige Erfahrung, auch ohne eigentliche Gelehrsamkeit, bringen könne!

Unsere neue Regierungsform hat, mit jener unserer alten Stammväter viel ähnliches. Auch wir dörfen nun unsere Obern, Richter und Verwalter selbst wählen, und diese Wahlen werden alle Jahre wieder erneuert: Laßt uns nur, theure Mitbürger, dabey auch allezeit klug und gewissenhaft zu Werke gehen, und so wie jene unsere Vorfahren, nur die weisesten, thätigsten, rechtschaffensten, Gott und die Menschheit ehrenden

Männer aufsuchen, denen wir unser und unserer Kinder Wohl anvertrauen können!

Krieg und **Jagd** — Uebung in den Waffen war die einzige **Beschäftigung** der ältesten Bewohner unsers Landes. Ackerbau, Viehzucht und häußliche Geschäfte überließen sie ganz den zum Krieg untüchtigen Personen, den Alten, den Weibern und Kindern. Die Männer schwärmten in den Wäldern herum, oder thaten öftere Einfälle in das Gebiet benachbarter Völkerschaften, raubten und plünderten mit Mord und Brand; und das war nicht nur erlaubt, sondern der einzige Weg Reichthum und Ruhm zu erlangen.

Anstatt also durch gegenseitige nachbarliche Hülfe und gefällige Dienstleistungen einander das Leben zu erleichtern und angenehm zu machen, rieben sie einander auf, schwächten und verderbten sich. Die Völkerschaften rechneten sich das zur grösten Ehre, wenn an ihren Grenzen, auf einige Stunden weit, alles verheert und zerstört, öde und unbewohnt war.

Selten vergieng ein Jahr wo sie sich nicht förmlich bekriegten, und ihre Schlachten waren jederzeit sehr blutig; denn sie fochten wie

Löwen. Tod und Wunden fürchteten sie nicht, aber Gefangenschaft und Sklaverey. Ihre Weiber und Kinder waren auch auf dem Schlachtfeld gegenwärtig, damit sie durch ihr Heulen und Schreyen, sie ja nicht in die Hände der Feinde fallen zu lassen, den Muth der Männer anspornten. Wurde ein Streiter verwundet, so riß er sich aus dem Schlachtgetümmel, kam zu der Mutter oder Gattin, und zeigte ihr seine Wunden: diese forschte alsdenn mit kaltem Blut, nach der Größe und Tiefe derselben, verband und erquickte ihn, sprach ihm Muth ein, und so gieng dieser aufs neue in den Streit. Manche schon halb verlorne Schlacht soll oft, durch den Muth und Zuspruch der Weiber gewonnen worden seyn.

Daß unsere Voraltern, wie die Caraiben und andere wilde Völker noch thun, ihre Gefangenen geschlachtet und verzehret hätten, davon findet sich in der Geschichte keine Spur. Dieser unnatürlichen Grausamkeit haben sie sich niemalen schuldig gemacht; aber das thaten sie, sie hiengen die Häupter ihrer erschlagenen Feinde an ihre Pferde, oder steckten sie auf ihre Lanzen, und hefteten sie zu Hause an die Pfosten ihrer Hüt-

tenthüre an. Die Menge dieser Schädel bestimmte alsdenn den Werth des Mannes, der die Hütte bewohnte.

Nun dieses alles, meine Lieben, was ich euch so eben von dem kriegerischen Verfahren unserer Stammväter erzählet habe, ist freylich grausam — vor solchen Auftritten schaudern wir billig zurück. Aber wir wollen sehn, ob wir nicht auch etwas zu ihrer Entschuldigung sagen können!

In unzählige kleine Staaten und Stämme vertheilt, die durch kein gemeinschaftliches Oberhaupt oder irgend ein Interesse verbunden waren, jeder von den andern getrennt und beneidet, — alle aber voll Begierde und Streben nach überlegener Macht, ohne alle Beschäftigung, ohne Kunst und Gelehrsamkeit, ohne die Vortheile der Handlung zu kennen, blieb ihnen kein anderes Mittel übrig, zu ihrem Zweck zu gelangen, und die lange Weile zu vertreiben, als der Krieg: und wie sehr ein kriegerisches Leben den Charakter des Menschen verderbe — alle sanftern Gefühle ersticke — an Härte, und nach und nach an Grausamkeit gewöhnen könne, erfahren wir leider nur zu oft, an manchen von unsern Kriegern.

Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, verdienen jene unsere Voråltern gewiß mehr Mitleiden als lieblosen Tadel. Und wir haben Ursache über unsere herrliche Verfassung uns zu freuen, und Gott herzlich zu danken, daß er nicht nur unser Vaterland, sondern fast ganz Europa aus jener Barbarey, welche unsere Stammvåter drükte, und noch jezt die mehresten Völker des Erdbodens, in den andern Welttheilen, beherrschet, so gnådig erlöset hat.

Wahr ists — ganz Gallien ist jezt mehr als jemals bewaffnet. — Vier Millionen Bürger üben sich fast tåglich im Gebrauch der Feuer-Gewehre — selbst unsern Kindern bringen wir unvermerkt Lust an kriegerischen Uebungen, und Freude an dem Geklirre der Waffen bey, und in so fern hat auch unsere jezige Verfassung wieder mit der, unserer Voråltern, ungemein viel åhnliches: aber der Zweck und die Absicht unserer Bewaffnung ist ganz eine andere. Wir wollen nicht, wie jene, die Grenzen unserer Nachbarn verheeren, deren Wohlfahrt und Volksglück wir so sehr als das unsere wünschen! Nein! wir wollen nur Friede zu erhalten suchen — wir wollen nur unsere herrliche Konstitution — unsern

guten König — unsere Freyheit — unsere Weiber und Kinder — unser Haab und Gut, gegen innere und äusere Volksfeinde vertheidigen. Beschädigen und verletzen wollen wir niemand.

Laut und feyerlich genug erklärte unsere erlauchte Reichsversammlung vor der ganzen Welt: **daß die französische Nation von nun an, auf alle neue Eroberungen Verzicht thue, und ihre Macht niemals gegen die Freyheit eines Volks brauchen wolle!**

O! wenn alle Fürsten Europens diese erhabene Erklärung Frankreichs unterschreiben wollten, welches Heil, welchen Frieden, welches Glück würden sie damit der, durch so viele Kriege niedergedrückten und ausgesogenen Menschheit bereiten! Wenn, wie es in dem Kaiserthum China wirklich geschieht, jeder Monarch bey seiner Thron-Besteigung alle Eroberungssucht abschwören müßte, und keine andere als Vertheidigungs-Kriege führen dürfte, wie selten würden da Mordsgewehre blitzen — wie wenig Menschenblut die Erde färben? wie viel Ruhe hingegen, Friede, Wohlstand und Ueberfluß in allen Hütten und Pallästen anzutreffen seyn! Vielleicht ist diese wünschenswerthe Zeit nicht mehr ferne!

Keine Seite des Charakters unserer alten teutschen Stammväter macht ihnen mehr Ehre, als ihre **strenge Zucht und Keuschheit**.

Sie glaubten, **thierische Wollust schwäche und entnerve ganze Geschlechter**; derowegen hielten sie strenge über den heiligen Gesetzen einer ordentlichen Ehe; war die Ehre der Keuschheit einmal verscherzt, so konnte Jugend, Schönheit und Reichthum keinen Mann mehr bewegen, eine solche Unglückliche zu freyen. Eine untreue Ehefrau wurde noch härter bestraft; der Mann schnitt ihr die Haare ab, stieß sie im Angesicht ihrer Verwandten, mit Peitschenschlägen zum Hauße und aus dem Gauen hinaus. Sie scherzten also nicht mit dem Laster; und verführen oder verführt werden, hieß bey ihnen nicht: **Lauf der Welt oder herrschende Mode**!

Diese heilsame Strenge, welche nicht Gesetz, sondern Volks-Sitte war, hatte die gute Wirkung, daß das Laster der Unzucht bey jenen teutschen Völkerschaften äußerst selten war. Es fällt mir schwer aufs Herz — wenn ich den traurigen Verfall unserer Sitten, das schamlose, ehrvergeßene Leben vieler unter uns Christen mit der strengen Tugend unserer heidnischen Vorfahren vergleiche! aber ferne sey es von mir, daß ich den Vorhang,

der unsere Schande decket, aufziehen sollte! ich breche ab — und blicke auf zu dir, Allbarmherziger, erbarme dich unser!

Die **Erhaltung verlassener Kinder** war bey unsern alten Teutschen heilige Pflicht. Starben die Aeltern, so nahmen die nächsten Anverwandten die armen Waisen unter die Anzahl ihrer eigenen Kinder, mit vieler Liebe, auf; man achtete sie als heilige Pfänder, welche der Gottheit und dem Staat angehörten, und wandte wohl oft größern Fleiß auf ihre Erziehung, als auf die Eigenen.

Je mehr Kinder und Enkel einer hatte, je mehr Ehre und Unterstützung genoß er im Alter. Graue Familien-Väter zog man in alle Berathschlagungen, und ihr Wort galt viel.

Das Schicksal ihrer **Sklaven** war sehr erträglich. Jeder derselben hatte seine eigene Hütte, sein eigenes Feld, nebst dem dazu gehörigen Vieh; jeder war Herr in seiner Familie, durfte schalten und walten nach seinem Gefallen. Nur seinem eigentlichen Herrn mußte er, zu gewissen Zeiten, etwas bestimmtes an Vieh oder Feldfrüchten abgeben, außer dem aber war er zu nichts verpflich-

ter, sein Herr verlangte weder Haus- noch Feldgeschäfte von ihm.

In den folgenden Zeiten, da Macht und Reichthum die Gutsbesitzer stolz und grausam machte, und Liebe zur Pracht, zur Wollust und Schwelgerey ihre Bedürfnisse fast täglich vermehrten, da wurde auch das Schicksal der Sklaven ungleich schwerer. Man betrachtete sie wie Lastthiere, drückte sie mit schweren Frohndiensten, ließ ihnen fast gar nichts zu der Erhaltung ihres Lebens übrig, und dasjenige, das der Herr ihnen noch lassen wollte, mußten diese als pur lautere Gnade ansehen. Haab und Gut, Leib und Leben des Sklaven stand in der freyen Willkühr seines Herrn; dieser durfte ihn, nach Belieben, quälen, mishandeln, ja gar tödten, ohne gestraft zu werden.

Durch die Einführung der Christlichen Religion ist zwar der Name Sklave und Sklaverey ganz abgeschaft, Leib und Leben der Unterthanen befreyet worden; weil diese heilbringende Religion in ihren ersten Grundsätzen alle Menschen als Brüder erklärt, die mit gleichen Rechten geboren, und einander mit Liebe und Billigkeit zu

behandeln verpflichtet sind. Allein es blieb doch noch eine sehr drükende Leibeigenschaft übrig, und die Leibeigenen wurden von ihren Herrn oft sehr sklavisch behandelt.

Die leibeigenen Unterthanen mußten ihren Herren so oft und viel umsonst arbeiten oder frohnen, als diese es verlangten; so viel von ihrem Vermögen abgeben, als es dem Herrn gefiel, denselben aufzulegen. Keiner durfte sich außer Land verheyrathen, er habe denn zuvor mit einer Summe Geld, von der gnädigen Herrschaft seinen eigenen Leib losgekauft. Selbst noch nach jedem Todesfall leibeigener Unterthanen, zog der Herr einen gewissen Theil des Vermögens, als eine Entschädigung, an sich, weil der Verstorbene nun nicht mehr für ihn arbeiten noch Abgaben entrichten konnte. Dieses angemaßte grausame Recht hieß der **Todtfall** oder die **todte Hand**, und wird noch auf den heutigen Tag in vielen Ländern mit aller Strenge eingefordert, worüber arme Wittwen und Waisen gerechte Seufzer und Thränen gen Himmel schicken, welche der Barmherzige und gerechte Herr aller Herren ansehn, früher oder später diesem Unwesen steuern, und allen ungerechten Bedrückungen, wie es bereits in Frankreich geschehen ist, ein Ende machen wird.

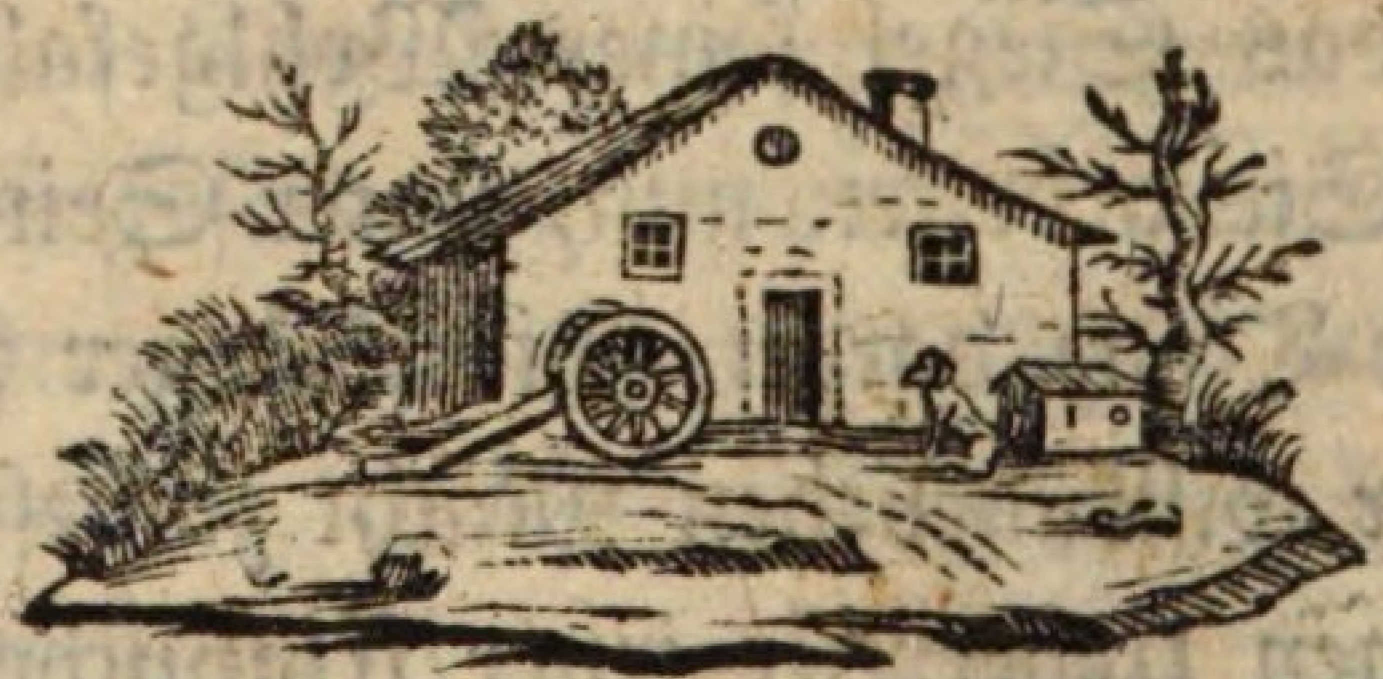
Der menschenfreundliche Markgraf von Baaden hat vor einigen Jahren, aus eigener christlicher Bewegung, die Leibeigenschaft seiner Unterthanen ganz aufgehoben; hingegen sind in Polen und Rußland die Bauern noch wahre Sklaven. Der Edelmann kann mit ihnen umgehen wie er will; nehmen was ihn gelüstet, ohne daß ihn jemand darüber zu Rede setzen darf; dort verschenkt man noch Menschen, wie Thiere: aber in die Länge wird es nicht mehr so fortgehen; die unterdrückte Menschheit fängt überall an das Haupt empor zu heben, und ihre angebornen Rechte wieder hervor zu suchen.

Heil uns, freyen Franken! Gott hat weise und muthige, gerechte und menschenfreundliche Männer zu Frankreichs Gesetzgebern aufgestellt — Er selbst hat sie in seinen besondern Schutz genommen, und allen ihren bisherigen Verrichtungen das Siegel seines Wohlgefallens aufgedrückt. Sie arbeiten nun, unter Seiner Leitung, mit aller Treue daran, die Bürger Frankreichs von jeder willkührlichen Macht zu befreyen, und die leidigen Ueberreste jener sklavischen Behandlung ganz zu zerstören, unter welcher auch wir und unsere Vorfahren lange genug geseufzet haben.

Niemand als das Gesetz, wird künftig uns befehlen können, und nichts, als was recht und billig ist, was zur Ordnung und zum allgemeinen Wohl gereicht, wird es uns auflegen. Ihm sind unsere Gesetzgeber selbst, der König, die Richter und alle Bürger gleich unterworffen, gleich verpflichtet. Wer aber dem Gesetz *) nicht gehorchen wollte — wer in wilder Ungebundenheit dahin leben, und das heilige Wort Freyheit misbrauchen wollte, der ist der Würde eines freyen Bürgers unfähig, und verdient die schärfste Ahndung der Gesetze, welche er verachtet!

---

*) Den Verordnungen der National-Versammlung.



Zweyter Abschnitt.

Eroberung des Elsaßes und des ganzen Galliens durch die Römer, 57 Jahr vor Christi Geburt.

Das erste was wir mit Zuverläßigkeit von der ältesten Geschichte des Elsaßes wissen, ist der vierzehnjährige Krieg des Ariovists *); dieser war ein germanischer Heerführer, ein tapferer, trotziger Mann.

Die Sequaner, ein mächtiges gallisches Volk, welches das obere Elsaß, einen Theil vom Sundgau und die Grafschaft Hochburgund bewohnte, riefen diesen teutschen Fürsten zu Hülfe, wider ihre Nachbarn die Aeduer, mit denen sie wegen einem Wasserzoll, an der Aar, welche beyde Theile sich anmaßten, einen verderblichen Krieg führten. Die Aeduer waren auch eine sehr mächtige Nation in Gallien, welche das heutige Herzogthum Burgund bewohnte. Diese beyden Staaten waren, wie einst England und Frankreich,

*) Heißt vermuthlich so viel als: Ehrenvest.

sehr eifersüchtig gegen einander, und legten eben dadurch den Grund zu ihrem beyderseitigen Unglück.

Ariovist ließ sich nicht zweymal bitten; er kam sogleich mit 15,000 Mann den Sequanern zu Hülfe, und schlug die Aeduer aufs Haupt. Aber anstatt seine Bundsgenossen durch diesen Sieg zu stärken, unterjochte er beyde Völker, setzte sich im obern Elsaß vest, nahm die Kinder der Vornehmsten unter ihnen zu Geißeln, (zum Pfand ihrer Treue) und wenn nicht alles nach seinem Willen geschah, so gieng er tyrannisch mit ihnen um. Vierzehn Jahre schmachteten sie unter seinem eisernen Zepter, und während dieser Zeit kamen immer mehrere germanische Völker über den Rhein, so daß die Macht des Ariovists auf 120,000 Mann anwuchs; mit diesem fürchterlichen Heer griff er immer weiter um sich, und hatte nichts geringers im Sinn als ganz Gallien zu unterjochen.

Die Römer hatten schon lange vorher die Provinzen, welche an Italien *) grenzen, in Besitz genommen, und dazu hatten ihnen die Aeduer treulich geholfen, in Hoffnung durch die Macht der

*) Provence, Languedok und Savoyen.

Römer das Uebergewicht in Gallien zu bekommen, und ihre Macht und Ansehn zu vergrößern. Daß sie sich durch ein solches treuloses, herrschsüchtiges Betragen den Haß aller gallischen Völkerschaften zugezogen, versteht ihr ohne mein Erinnern.

Als nun die Gefahr und Furcht wegen dem Ariovist immer größer wurde, so schickten die Aeduer einen ihrer angesehnsten Männer, den **Divitiak**, zu den Römern, um Hülfe zu bitten; allein dazu hatten diese jezt noch keine Lust; sie sahen es vielmehr gern, daß die beyden mächtigsten Völker Galliens geschwächt wurden, damit ihre Unterjochung, welche Cäsar schon beschlossen hatte, desto leichter geschehen könne; der Gesandte kam also mit leeren Entschuldigungen von Rom wieder zurück. Lernt hier, meine Lieben, was politische Freundschaft seye!

Wanderung und Niederlage der Helvetier.

Um diese Zeit drohete den Aeduern eine neue Gefahr. Die Helvetier oder Schweitzer mit den Raurachern, welche leztere einen Strich Landes am Jura-Gebirge, und einen Theil vom Sundgau bewohnten, nahmen sich einmüthig vor,

ihr rauhes Land zu verlassen, und erstlich durch die römische Provinz, hernach durch das Land der Aeduer zu ziehen, und in dem mittäglichen Gallien sich bessere Wohnsitze zu suchen. Damit nun alle desto tapferer kämpfen müßten, und keiner mehr an eine Rückkehr denken dürfte, so verbrannten sie ihre bisherigen Wohnsitze, und verheerten alles, was sie nicht mitnehmen konnten. In diesem verzweifelten Zustande traten sie die Reise an. Nach dem Bericht des Cäsars selbst, sollen es 368,000 Schweitzer und 23,000 Rauracher gewesen seyn.

Die armen Aeduer! wie wird es ihnen gehn, wenn dieser rasende Hauffe, wie eine Menge Heuschrecken, ihr Land bedecket?

Julius Cäsar hatte nicht so bald die Absichten der Helvetier ausgekundschaftet, als er sogleich seine Völker mit den Kriegern der Aeduer vereinigte, und um ihnen den Paß abzuschneiden, in der Gegend von Genf, eilend einen 16 Schuh hohen- und acht Stunden langen Wall aufwerffen ließ; diesen befestigte er mit tieffen Wassergräben und vielen Kastellen. Die Helvetier kamen an, und versuchten durchzubrechen — aber umsonst. Sie mußten wieder zurücke, und durch einen andern Weg in das Land der Aeduer einzudringen suchen.

Cäsar sammelte indessen noch mehrere Völker, und wartete ihrer an der Saone. Hier kam es zu einem hitzigen Gefechte; die Helvetier fochten mit Wuth, die Römer aber mit Tapferkeit und Kunst. Den ganzen Tag dauerte das Würgen und Morden. Erst am Abend, da der größte Theil der Helvetier zusammen gehauen war, baten die übrigen um Friede. Cäsar bewilligte ihnen denselben, unter der Bedingung, die Waffen auszuliefern, die Römer für ihre Herren zu erkennen, und ihre verbrannten Wohnsitze wieder aufzubauen; damit zog der Rest wieder in ihr verheertes Land zurücke. Cäsar aber hatte durch diesen Sieg die ganze Schweitz, und einen Theil vom Sundgau, bis an das Vogesische Gebirge, der römischen Oberherrschaft unterwürffig gemacht.

Cäsars Krieg mit dem Ariovist.

Nach diesem verstärkte Cäsar sein Kriegsheer aufs neue, theils mit frischen Truppen aus Italien, theils mit Aeduern und Sequanern. Diese zwey Völkerschaften hatten nun, da sie von dem Ariovist einerley Drangsale ausstehn mußten, ihre alte Feindschaft aufgegeben, und ein gemeinschaftliches Bündnis miteinander geschlossen.

O! hätten sie doch dieses Band der Liebe und Eintracht in ihrem Wohlstande geknüpft! weder Cäsar noch Ariovist hätte sie unterjochen können. Aber so sind die Menschen von je her gewesen und so sind sie noch: Reichthum und Wohlstand macht sie ungesellig, trotzig, herrschsüchtig — aber gemeinschaftliche Noth öffnet ihnen die Augen, und flößet ihnen brüderliche Gesinnungen ein. Wohl dem, der durch fremden Schaden klug wird!

Beyde Staaten sahen wohl ein, daß sie ihre vorige Freyheit vor jezt nicht wieder erlangen könnten: aber sie wollten doch lieber dem, durch weise Mäßigung so wohl, als durch Tapferkeit berühmten Cäsar, als dem wilden und grausamen Ariovist unterworffen seyn. Unter zwey Uebeln wählt man doch immer das erträglichste. Sie schickten also noch eine Gesandtschaft an den Cäsar, um sich seinen Beystand gegen den Ariovist auszubitten.

Cäsar, der wohl einsah, was dieser im Sinn hatte, säumte sich nicht lange, setzte seine Armee in Bewegung, und gieng mit starken Märschen auf seinen Feind los. Ariovist der sich im obern Elsaß befand, merkte auch wohl was vorgieng;

er rüstete sich also auch zur Schlacht, und brachte eine Armee von 120,000 Mann auf die Beine.

Cäsar wollte zuerst den Weg der Güte einschlagen; er ließ also dem Ariovist melden: „die „Aeduer seyen der Römer gute Freunde und „Bundsgenossen, er solle also aufhören sie fer„ner zu beschweren — er solle die Geißeln und die „gefangenen Gallier losgeben, und sich in sein „Land zurücke ziehen: wo nicht, so würde er sich „ihrer annehmen!“ Aber der trotzige Heerführer der Germanier ließ ihm darauf antworten: „die Teutschen seyen nicht gewohnt, von einer „fremden Macht sich Gesetze vorschreiben zu las„sen. Er hätte dieses Land mit dem Schwerdt „erobert, er wolle es auch behalten, und würde „keinen Schritt zurück weichen — wolle auch „die Gefangenen nicht losgeben. Vor den Rö„mern fürchte er sich nicht — wenn Cäsar Lust „hätte sich mit ihm zu schlagen, so sollte er nur „kommen, er würde erfahren, was die abge„härteten Germanier, welche schon 14 Jahre „unter kein Dach gekommen, und nur zu siegen „gewohnt wären, durch ihre Tapferkeit ver„mögten.“ —

So sehr diese trotzige Antwort die Römer entrüstete, so wollte doch Cäsar alles mögliche versuchen, den Streit in Güte beyzulegen. Nachdem also beyde Armeen näher zusammen stiessen, lud er den Ariovist zu einer mündlichen Unterredung ein, und bestimmte dazu einen Hügel, der zwischen beyden Heeren in der Mitte lag, dieser nahm auch die Einladung willig an. Von beyden Theilen wurde ein Waffenstillstand geschlossen, und die zwey Helden erschienen, im Angesicht ihrer Krieger, zu der bestimmten Stunde; ein jeder hatte 10 Reiter zu seiner Bedeckung. Allein die Unterredung lief nicht nur fruchtlos ab, sondern die germanischen Reiter fiengen auch, während derselben, Feindseligkeiten an.

Den andern Tag schickte Ariovist Abgeordnete, und verlangte: Cäsar möchte noch einen Tag zu einer neuen Unterredung bestimmen, damit die abgebrochene Unterhandlung vollendet werden könne. Cäsar aber befürchtete eine Hinterlist, und sandte zwey bevollmächtigte Offiziere, die ihme des Ariovists Vorschläge hinterbringen sollten. Allein kaum waren diese in dem germanischen Lager angekommen, als sie der Tyrann

grimmig anfuhr, für Spionen oder Kundschafter erklärte, und sie, ohne ein Wort reden zu lassen, in Ketten werffen ließ.

Als nun diese nicht mehr zurücke kamen, rüstete sich Cäsar ernstlich zur Schlacht. Sechs Tage nach einander stellte er sein Volk in Schlachtordnung, vor das feindliche Lager, und bot dem Ariovist ein Treffen an; aber dieser wollte sich nicht schlagen. Cäsar erkundigte sich bey den Kriegsgefangenen nach der Ursache einer so seltsamen Aufführung? diese sagten ihm: die Germanier pflegten jedesmal vor der Schlacht ihre Wahrsagerinnen zu fragen, ob es gut sey zu schlagen oder nicht? und diese hätten sich erklärt: „die Germanier könnten nicht siegen, wenn „sie vor dem Neumond ein Treffen liefer„ten!“

Cäsar benutzte diesen Umstand, und griff den andern Morgen den Feind mit Gewalt an. Die, aus Aberglauben schon zum voraus Unglück ahndenden Germanier, rückten nun auch aus. Ariovist stellte seine Truppen nach den verschiedenen Nationen, in verschiedene Korps. Haruder, Markomanner, Tribocker, Vangioner, Nemeter, Sedusier und Sweven. Auf dem Rücken

und an den Seiten schloß er die ganze Schlachtordnung mit einer Wagenburg ein, damit keiner Hoffnung zur Flucht haben könnte. Auf den Wägen standen ihre Weiber und Töchter, welche mit fliegenden Haaren, und thränenden Augen, die Krieger baten: sie ja nicht in die Sklaverey der Römer fallen zu lassen!

Cäsars Sieg über den Ariovist.

Auf das gegebene Zeichen rückten beyde Heere so geschwind und hitzig gegeneinander, daß man die Wurfspieße nicht gebrauchen konnte, sondern mit dem Schwerdt fechten mußte.

Die Germanier aber hatten eine besondere Art zu streiten, welche ihnen gegen das feindliche Geschoß mit Steinen oder Wurfspießen, so wie gegen Schwerdtstreiche, ungemein viel Sicherheit und Vortheil verschafte, *) Sie hielten mit der linken Hand alle ihre Schilde über die Köpfe, die vordern Glieder etwas höher als die Hintersten, und formirten also ein Dach, das gegen hintenzu etwas abhängig war, damit die Steine abrollen könnten, und mit der rechten Hand führten

*) Diese Art zu streiten nannten die Römer eine Schildkrotte.

ten sie das Schwerdt; gerade so machten sie es jeßt auch. Aber die muthigen Weltbezwinger, die Römer, sprangen auf dieses Dach, rissen die Schilde auseinander, stachen und hieben von oben herab auf die Feinde, wodurch diese in Schrecken und Unordnung geriethen, und endlich nach einer schrecklichen Niederlage, die Flucht ergriffen. Das römische Heer verfolgte sie bis an den Rhein, der nach einiger Meynung 50,000 Schritte von dem Schlachtfelde entfernt war. Ariovist, und sehr wenige mit ihm, retteten sich auf kleinen Schiffen oder durch Schwimmen über den Rhein, die andern wurden alle niedergehauen oder gefangen genommen.

Unter dem Nachjagen stieß Cäsar mit seinen Reutern unversehens auf jene 2 Offiziere, welche er vor der Schlacht an den Ariovist gesandt hatte; sie waren hart geschlossen und wurden von ihrer Wache fortgeschleppt. Nach ihrer Befreyung erzählte der eine: daß man dreymal vor seinen Augen gelooset, ob er den Augenblick sollte verbrannt werden, oder ob man es noch auf eine andere Zeit verschieben müßte? und nur das, für ihn glücklich ausgefallene Loos, habe ihm das Leben gerettet.

Diese zwey Männer hatten also die Erhaltung ihres Lebens blos dem Aberglauben des Ariovists zu verdanken. So, meine Lieben, muß unter Gottes Leitung, auch der Aberglaube und alles Böse in der Welt, manchmal zu etwas Gutem dienen!

Bemerkungen über den Aberglauben der Teutschen.

Ihr werdet leicht begreiffen, daß die, vor dem Neumond so unglücklich ausgefallene Schlacht, welche die Germanier ganz gewiß als eine genaue Erfüllung jener Vorhersagung ansahn, ihren Aberglauben ungemein stärken, und das Ansehn jener Wahrsagerinnen vermehren mußte, obgleich weder der Mond, noch ihre Prophezeihung einigen Einfluß auf diese Begebenheiten haben könnte. Sie war vielmehr in dem Plan der weisen Vorsehung des ewigen Weltregierers so bestimmt, der diese Völker, die durch des Ariovists Grausamkeit noch tiefer gesunken seyn würden, aus ihrer Barbarey heraus reissen, und durch die Herrschaft der gesitteten Römer den Grund zu ihrer Ausbildung und allmähligen Vervollkommnung legen wollte, welche hernach durch die Christliche Religion, und durch das Wachsthum

in nützlichen Künsten und Wissenschaften, einen immer höhern Grad erreichte.

So wahr dieses ist, so wenig können wir es gleichwohl unsern Urvätern übel nehmen, wenn sie ihre erschröckliche Niederlage, als einen Beweiß der Wahrheit jener Prophezeihung, annahmen: die Sache hatte ja den grösten Schein; sie aber waren rohe, unwissende Heiden, die weder eine göttliche Offenbarung, noch einen ausgebildeten Verstand, weder Schriften noch Bücher hatten; woher sollten sie also in schweren und wichtigen Angelegenheiten anders Rath und Aufschluß erwarten, als durch ausserordentliche Dazwischenkunft der Gottheit selbst, von welcher sie glaubten, daß sie in solchen Fällen den Priestern, ihren Willen durch allerhand Zeichen offenbare. Demnach hielten sie ihre Wahrsagerinnen und Zeichendeuter für Vertraute der Gottheit, und ihre Aussprüche für Erklärungen ihres Willens. Ihr Aberglaube war also **Glaube an die Gottheit**, war Religion; und von dieser Seite betrachtet, ehrwürdig!

Daß aber Christen, selbst noch in unsern Tagen, fast eben so aberglaubig als die Heiden sind, zu einer Zeit, da der menschliche Verstand durch Künste und Wissenschaften einen

hohen Grad von Aufklärung erreicht hat, und die Christliche Religion, mit mehr Lauterkeit und Würde als ehmalen, ihr göttliches Licht verbreitet; daß eben jetzt, da man dem Aberglauben mit Macht entgegen arbeitet, derselbe noch weiter um sich greiffet, und kommende Geschlechter zu verderben drohet — indem selbst noch manche Volkslehrer demselben das Wort reden, und Männer, die eben nicht zum Pöbel gerechnet seyn wollen, noch an Wahrsagerey, Zeichendeuterey, Schatzgräberey, und Geisterzitirungen glauben — und Leute, die auf Religion und Verstand Anspruch machen, durch Kartenschlagen — Sieb- und Schlüssellauffen den verborgenen Dieb entdecken, und durch **wahrsagen** aus den **Gesichtszügen**, oder den **Linien** der **Hände**, aus einer **Kaffeetasse**, **Wasserbouteille**, **Eyerklar** und dergleichen Dingen, ihr künftiges Schicksal, oder den Ausgang irgend einer unbekannten Sache zu erfahren suchen, — das ist fast unbegreiflich.

Gerade so machten es jene, unsere heidnische Urväter, die aus dem Flug der Vögel, Wiehern der Pferde und Rauschen der Flüsse, die dunkle Zukunft zu enthüllen hofften, nur mit dem Unter-

schied, daß diese mit heiligem Schauer und frommen Empfindungen den Einfluß und die Mitwürkung der Gottheit glaubten, jene aber, unsere Christen, gar nichts vernünftiges dabey denken noch denken können.

Denn welches unsichtbare, übernatürliche Wesen sollte wohl bey diesen Gaukeleyen wirksam seyn? Gott nicht — er hat es ja oft und ernstlich verboten: siehe zu! daß nicht unter dir funden werde, ein Wahrsager oder Zeichendeuter, Zauberer oder Beschwörer! — Er red't mit uns durch den Verstand, er spricht durch das Gewissen, was wir, Geschöpfe seiner Hand, flieh'n oder wählen müßen. —

Wollte man sagen, daß der Teufel oder irgend ein Dämon dabey wirksam sey? so antworte ich: sie sind ja nicht allwissend! und — gesetzt, sie wären es — würde der, der ein Lügner ist von Anfang, mit Wahrheit sagen? der, der Tag und Nacht nach meinem Verderben trachtet, würde der mir Gutes verkündigen?

Und endlich die Personen welche diese Werke der Finsternis verrichten, sind das etwa Leute, die unser Zutrauen mehr als andere verdienen? haben sie vielleicht ungemein große Einsichten in

die geheimnisvollsten Wirkungen der Natur? Nichts weniger! sie sind vielmehr durchgehends Leute von schlechtem Charakter, höchst unwissend, zweydeutig und Lichtscheu — und was noch am sonderbarsten ist, meist alte, brodlose Weibspersonen!

Ists also nicht wahrer Unsinn, an dergleichen Dinge glauben, gegen welche sich die Vernunft empört — die den allwissenden, allweisen, guten Gott verunehren, der Würde des Menschen zuwider sind, und seine Ruhe und Glückseligkeit untergraben? und doch gehen diese heidnischen Greuel unter uns noch sehr häufig im Schwang.

Gott verwahre euch, meine lieben jungen Leser, daß dieser Gift euch nicht auch anstecke. Blos aus Liebe zu euch, zu eurer Belehrung und Warnung, habe ich mich bey diesem Umstand etwas lange aufgehalten. Möchtet ihr von dieser Materie gern noch mehreres lesen, so will ich euch ein Buch bekannt machen, daß erst neu in Leipzig herausgekommen ist, und werth wäre, daß es in allen Haushaltungen fleißig gelesen würde; es heißt: **Das Buch vom Aberglauben.**

Nun aber eile ich den Faden unserer Geschichte wieder anzuknüpfen!

Eroberung Galliens durch die Römer.

Durch den herrlichen Sieg über den Ariovist hatte Cäsar beynahe das ganze celtische Gallien unter seine Bottmäßigkeit gebracht. Die Madiomatricker ergaben sich ihm freywillig, im folgenden Jahr brachte er auch Belgien und Aquitanien unter seine Gewalt, und eroberte also in kurzer Zeit ganz Gallien, vom Rheinstrom bis an die pyrenäischen Gebirge. Dieses geschahe 57 Jahr vor der Geburt unsers Herrn Jesu Christi.

Allgemeine Verschwörung Galliens wider die Römer.

Allein diese neue Unterthanen des römischen Reichs, die sich nur aus Noth ihm ergeben hatten, suchten bald, durch zusammengesetzte Kräfte, ihre vorige Freyheit wieder zu erringen. Alle Staaten durch ganz Gallien, die vorher einander beständig selbst bekriegten, verbanden sich gegen die Römer. Vom Rheinstrom bis an die Pyrenäen war eine Verschwörung und Verkettung aller Völkerschaften, die einander zur

Versicherung ihrer Standhaftigkeit und gegenseitiger Treue, auch Geisseln gegeben hatten.

Cäsar wurde also in die Nothwendigkeit gesetzt, Gallien zum zweyten mal zu erobern, und dieß war um so schwerer, da er nicht nur mit einer fürchterlichen, und ihm weit überlegenen Macht, zu streiten hatte, sondern weil auch die Gallier, in den vorigen Kriegen, die sie gegen die Helvetier und den Ariovist in Gemeinschaft der Römer, geführt hatten, die römische Kriegskunst ziemlich gut gelernt, und nun zu ihrem Vortheil zu gebrauchen wußten.

Zweyte Eroberung.

Da es aber einmal in dem Rathschluß der weisen Vorsehung Gottes entschieden war, daß der römische Adler seine Fittige auch über diese Länder verbreiten sollte, so konnte den Galliern ihre große Macht, List, Tapferkeit und Kriegskunst nichts helfen; sie erlitten eine erschröckliche Niederlage um die andere, und wurden aufs neue unterjocht. Lange sträubten sie sich noch; fiengen immer neue Unruhen und Empörungen an, die aber allemal zu ihrem Nachtheil sich endigten, und die Gewalt und das Ansehn der Römer vermehrten.

Die Römer hatten freylich ganz und gar kein Recht an Gallien; bloß aus Herrschbegierde und Ländergeitz unterjochten sie die Völker, wie es leider unter den Königen der Erde von je her, bis auf diesen Tag Sitte war: aber wir dürfen bey den grösten und kleinsten Begebenheiten und Veränderungen der Dinge nicht blos auf das sehn, was jetzt geschicht, oder was die Menschen thun; Gott hat in allem auch seine Hand und seine guten heiligen Absichten, die bis in die späteste Zukunft hinaus reichen.

Zerstörend, und doch wohlthätig, sind die Wirkungen des Blitzes — greuliche Verwüstungen richtet das Erdbeben oft an, und gleichwohl sind diese Erschütterungen der Natur eine unaussprechliche Wohlthat, für den ganzen Erdkreis: so auch die Erschütterungen der Staaten.

Jede Revolution raubt Tausenden Ruhe, Glück und Leben: aber sie kann ein Segen seyn für die spätesten Enkel. Und ist nicht eben dieß der Fall bey der Geschichte unserer Urväter? Noch jetzt würde Unwissenheit und Barbarey unsere Seelen, wie unsere Wohnungen bedecken — noch würden wir wild und roh in den Wäldern und Morästen herum irren, hätte nicht die weise und gütige

Vorsehung Gottes, durch eine lange Reihe auf einander stoßender Revolutionen, von denen die Eroberung der Römer die erste war, uns nach und nach alle das Gute bereitet, und uns zu dem Genuß desselben fähig gemacht, dessen wir uns nun zu erfreuen haben!

Der Erfolg jener Staatsveränderung wird euch, meine Lieben, von dieser großen Wahrheit sogleich die schönsten Beweise vorlegen.

Bessere Cultur des Landes und seiner Bewohner.

Der Umgang mit den Römern flößte unsern Voraltern allmählig Liebe zur Arbeit, zum Ackerbau und nützlichen Künsten ein. Diese noch mehr in ihnen zu erwecken, ließ Cäsar fremde Künstler und Handwerker aus Italien kommen, fieng an neue Städte und Festungen zu bauen, und die schon vorhandenen gallischen Städte nach römischer Art kostbar einzurichten. Viele öffentliche Gebäude, herrliche Tempel, Theater oder Schauplätze, künstliche Wasserleitungen und prächtige Bäder, wurden allenthalben erbauet. Fremde Kaufleute kamen bis aus Griechenland, und brachten allerley Waaren der Kunst und des

Geschmacks. Und unsere Landsleute fiengen an sich besser zu kleiden, besser zu essen und zu trinken, und ihre Wohnungen bequemer einzurichten. Nun verschwand die Barbarey und sie wurden gesitteter.

Nach römischen Gesetzen regiert, nahmen sie freylich auch den römischen Götzendienst, und mit demselben römische Laster und römische Tugenden an. Auch die Sprache der Römer, die Lateinische, wurde nach und nach die herrschende, und verdrängte die Gallische und Teutsche, die vorher üblich waren, bis unter der fränkischen Regierung die teutsche Sprache im Elsaß wieder empor kam, welche sich auch bis auf den heutigen Tag darinnen erhalten hat. *)

*) Aus der römischen und gallischen Sprache bildete sich die Französische. Diese hat sich auch im Innern des Reichs bis auf diesen Tag, erhalten. Denn die rohen Völker, welche nachher Gallien eroberten, nahmen mehrentheils die Religion, Sitten und Sprache der römischen Gallier an. Im Elsaß aber, als einer an Teutschland grenzenden Provinz, blieb die teutsche Sprache herrschend; doch findet man in dem sogenannten Patois, das in mehr dann 100 Ortschaften dieses Landes geredet wird, noch sehr merkliche Spuren jener römischen Mundart.

Ueberreste römischer Arbeiten.

Wenn gar keine schriftliche Nachrichten, von dem Aufenthalt der Römer im Elsaß vorhanden wären, so würden uns die schätzbaren Reste römischer Arbeiten, als Tempel, Bilder, Mauren, Thürme und Straßen — und die, an sehr vielen Orten aus der Erde gegrabenen römische Münzen, Särge, Urnen, Lampen und andere Gefässe vollkommen überzeugen, daß diese ehemaligen Weltbeherrscher auch auf unserm vaterländischen Boden gewandelt haben.

Auf dem Wasgau-oder Vogesischen Gebirge trift man noch sehr viele Ueberreste römischer Befestigungen an, unter welchen die sogenannte **Heidenmauer**, auf dem Odilienberge, besonders merkwürdig ist. Sie ist 6 bis 7 Schuh dick, und an manchen Orten jezt noch einige Klafter hoch, von gehauenen Steinen, ohne Kütt oder Mörtel aufgeführet, und mit zolldicken und 9 bis 10 Zoll langen, eichenen Schwalbenschwänzen zusammen verbunden. Sie diente den Römern gegen die öftern Einfälle der Allemanier. Hier und da ist diese Mauer ganze Strecken lang noch ohnversehrt zu sehen, ob sie gleich wenigstens 1600 Jahre alt ist.

Nicht weniger merkwürdig ist die bekannte Heiden- oder römische Kriegsstraße, welche vom Fuß des Odilienberges, bey Ottenrod, auf dessen Gipfel hinauf führet. Sie ist wahrscheinlich von der, oben auf dem Berg liegenden Besatzung erbaut worden. Dieses Meisterstück römischer Arbeit ist 10 Schuh breit und eine gute Stunde lang. An den meisten Orten ist dieser römische Weg längst weggebrochen, und die Steine von den Einwohnern, zu dem Bau ihrer Häuser verwendet worden; doch sind noch über 400 Klafter lang, stückweise, gut und dauerhaft zu sehen. Dergleichen Ueberreste römischer Heerstraßen, giebt es im Elsaß hin und wieder noch mehren.

An allen Orten, wo vor Zeiten römische Städte oder Kastelle waren, findet man auch noch Spuren römischer Größe, Kunst und Thorheit.

Unter den Ruinen der berühmten Stadt Augustæ Rauracorum oder Raurach, bey dem Dorf Augst, ohnweit Basel, sind noch die Ueberreste eines römischen Theaters, und eines heidnischen Tempels zu sehen. Bey demselben liegen noch manche Trümmer von Bildern und Säulen, halb in der Erde, die wohl werth wären aufbewahrt zu werden.

In der Gegend von Neu-Brisach, bey dem Dorf Edeburg, muß zur Zeit der Römer ein sehr wichtiger Ort gestanden haben: denn man hat daselbst seit vielen Jahren eine Menge römischer Alterthümer gefunden. Wahrscheinlich kommt auch der Name Edeburg von **öde Burg** her.

Auf dem Platz des würtembergischen Dorfs Horburg, eine halbe Stunde von Colmar, lag die römische Festung **Argentuaria**, deren 13 Schuh dicke Mauren erst 1780, unter der Erden, entdeckt worden sind. Hier fand man nebst vielen römischen Bildern und Münzen auch einen Altar des Apollo *), und im Jahr 1772, als ein neuer Canal gegraben wurde, viele römische Waffen, als eherne Spiesse, Streitäxte und Schwerdter, welche, wahrscheinlich, in der berühmten Schlacht, die Kaiser Gratian im J. 378 an diesem Ort den Allemannen abgewonnen hatte, verlohren gegangen sind.

Drey Stunden von Schlettstadt liegt das Dorf Ell. Dieses war zur Zeit der Römer die berühmte Stadt **Helvetus**, in dessen Ruinen gleichfalls viele römische Alterthümer gefunden wurden.

*) Dieser Altar ist 1740 nach Straßburg gebracht worden, wo er nun bey der öffentlichen Bibliothek aufgestellt zu sehen ist.

Zu Ebersheimmünster, zu Dachsburg und andern Orten hat man Altäre, Götzenbilder und andere Sachen in Menge gefunden.

Brokomagus, welches heut zu Tag **Brumt** heißt, war auch eine befestigte ansehnliche Stadt. Nirgend im Elsaß sollen noch so viel römische Ueberreste gefunden worden seyn, als hier. Im Jahr 1739 fand man auch eine Meilen-Säule.

In **Waßlenheim** fand man, vor etwa dreyßig Jahren den Altar, der auf dem Kupferblatt vorgestellt, und auf gemeiner Stadt-Bibliothek zu sehen ist. Er war, wie die Innschrift ausweiset, der Diana (Göttin der Jagd) gewiedmet.

DIANÆ. C. LIGURIUS
VICTOR
V. S. L. M.
Votum Solvit Lubens Merito.

auf teutsch:

Cajus Ligurius Victor,
bezahlt der Göttin Diana, mit gutem Willen seine Gelübde, wie sie es würdig ist.*)

*) Leser! ist dir dieser Heide nicht ehrwürdig? O! lerne von ihm, was Religion sey? Sie ist: **Ausdruck der Empfindungen deiner Ehrfurcht und**

Auf dem Titelblatt stehet neben dem Altar, im Gebüsch auch ein heidnisches Götzenbild, (die Göttin Isis) und auf der andern Seiten eine Urne, ein Thränenglas und zwey andere römische Gefäße, deren in dem Schöpflinischen Kabinet viele zu sehen sind.

Das Dorf Altstadt, bey Weissenburg, ist der noch übrige Rest der römischen Vestung Concordia. In dieser Gegend fand man, nebst einer Menge anderer Sachen, auch einen, dem Merkur gewidmeten, Altar.

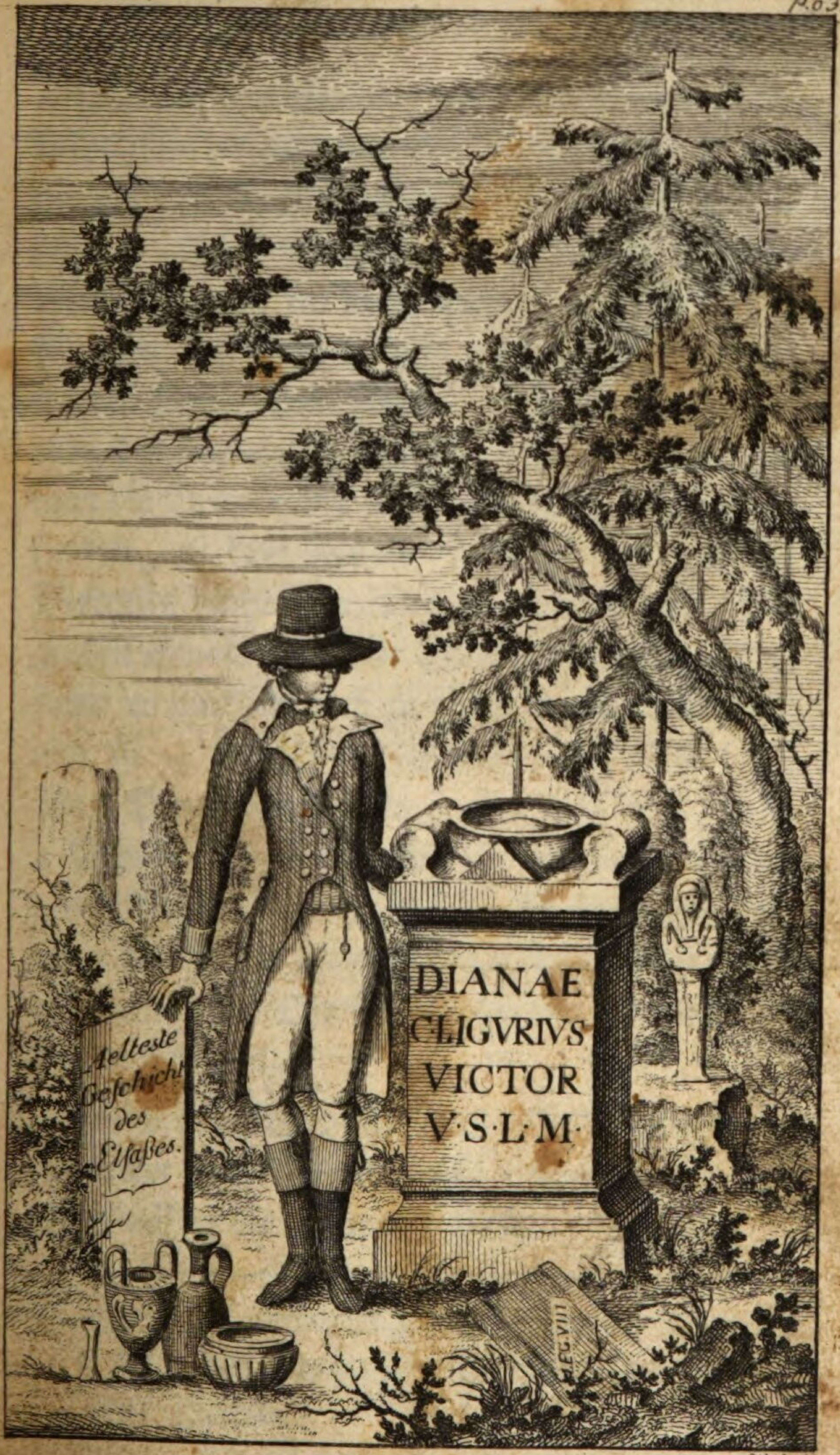
In Bergzabern stand noch im vorigen Jahrhundert ein römischer Altar, mit der Ueberschrift: Vosego; woraus erhellet, daß die Römer auch dem Schutzgott des Vogesischen Gebirgs göttliche Ehre angethan haben.

Auch unser Straßburg war eine der vornehmsten römischen Städte, eine Grenz-Vestung gegen die Germanier — auch wir wandeln mitten unter den Gräbern unserer römischen Vorfahren, und viele Ueberreste der Werke ihrer Kunst und ihres Aberglaubens werden in unsern Kabineten, für die noch spätere Nachwelt, aufbewahret.

Wir

Hochachtung für die Gottheit! Lasset euer Licht leuchten vor den Leuten. . . Wehe dem, der seines Gottes sich schämet!

p. 63.


Aelteste Geschichte des Elsaßes.
DIANAE
C·LIGVRIVS
VICTOR
V·S·L·M·

Weis sc.

Wir besaßen ehedessen drey Bildnisse des Herkules, den die alten deutschen Straßburger Kruzmann, daß ist, Groß-Mann, nannten, und wie es scheint, göttlich verehrten. Eines davon, das von Metall soll gewesen seyn, wurde bis A. 1525 im Münster aufbewahrt, und soll hernach verlohren worden seyn. Das Andere, vielleicht ist es aber eben das verlohrne, wurde im Jahr 1682, da man die Gründe der Citadelle legte, daselbst gefunden, es kam hernach in die Hände Daniel Brauns damaligen XVners, der es dem königlichen Staats-Minister Louvois verehrte. Jezt stehet es wirklich noch zu Issy in einem Garten, und ist 4 französische Schuhe, 6½ Zoll hoch. Das Dritte von Stein, ohne das Fußgestell, 4 Schuhe 8½ Zoll hoch, ist an einem Pfeiler des Münsterthurns, auf der Seite gegen dem alten Salzhaus über, aufgestellt zu sehn. An dem nemlichen Ort stehet auch eine steinerne Figur des Mars.

In dem Schöpflinischen Alterthümer-Kabinet findet man eine ansehnliche Menge römischer Denkmäler, als Särge, Urnen, *) Lampen,

*) Urnen sind Aschenkrüge, in welchen die Asche und Gebeine verbrannter Körper gesammelt wurden.

Gläser, mancherley irdene Gefäße, Münzen, Bilder, Platten und dgl. welche nach und nach ausgegraben worden sind.

So fand man im Jahr 1766, da man den Michelsbühl abtrug, steinerne Särge, worinnen Gläser und Münzen waren; ein steinernes Begräbnis-Monument, und eine Menge Urnen, Lampen und andere Gefäße, die hoch über einander stunden.

A. 1568 fand man an der Straße, die nach St. Gallen führet, mehr als 20 steinerne Särge, und über hundert, mit Asche und gebrannten Beinern angefüllte Urnen, nebst vielen Gefäßen.

So hat man auch vor dem Weißenthurnthor A. 1603 unter vielen andern römischen Sachen, ein, mit 6 großen Ziegelblatten zusammengestelltes, und mit drey Hohlziegeln bedecktes Grab gefunden, unter welchem noch ein ganzer Körper gelegen. In die Platten und Ziegel war die Schrift eingedrückt: LEG. VIII AUG. *) Das

*) Dieser Todte war also ehedessen ein römischer Krieger, von der achten Legion, welche in unserer Mutterstadt in Garnison lag.

folgende Jahr fand man auch zinnerne und bleyerne Särge.

Dergleichen Sachen sind in den Jahren 1734, 30, .. 20, 1674, .. 71, .. 68, .. 63, .. 43, .. 27, ... 9, und in den vorigen Jahrhunderten, noch viel öfter gefunden worden.

Stumm und staunend steht der denkende Sterbliche vor diesen ehrwürdigen Denkmälern der grauen Vorwelt. Mancherley Empfindungen durchkreutzen sein Innerstes. Jetzt bewundert er ihren Witz, — ihre Geschicklichkeit — ihren Muth — ihre Vaterlandsliebe: und bald darauf ärgert er sich an den unverkennbaren Zeichen ihrer Thorheit — ihres sinnlosen Götzendiensts und ihrer Laster. Unpartheyisch und nach dem strengsten Recht bewundert, lobt und tadelt er sie!!

Ha! denkt er, so wird es die spätere Nachwelt dir auch machen; Drum will ich streben, also zu leben — daß, wenn man mich gleich einst begräbt, die Nachwelt nach mir fragen, und von mir möchte sagen: „**der hat zum „Heil der Welt gelebt!**"

Dritter Abschnitt.

Anfang der Geschichte Straßburgs

oder

des römischen Argentoratums.

Nun fängt die Geschichte unserer lieben, guten Vaterstadt an!

Verdoppele deine Aufmerksamkeit, deinen Fleiß, deinen Eifer, theure Straßburgische Jugend! Vaterlandsliebe müße deine Lernbegierde rege machen, und diese deine Liebe zum Vaterland stärken. Bald wirst du unsere erste Vaterstadt im blühenden Wohlstande — bald wieder tief gesunken, mit Blut und Leichen bedeckt, und endlich unter ihren eigenen Ruinen begraben erblicken! Mancherley Gefühle werden sich in deine Seele drängen — und lehrreiche Betrachtungen deinen Gang begleiten.

Ursprung.

Was die erste Erbauung Straßburgs anlangt, so müßen wir gestehen, daß wir weder die Zeit noch die Personen, denen sie ihr Daseyn zu danken hat, mit Gewißheit bestimmen können. Das, was der sonst so schäzbare **Königshofen**, mit andern ältern Schriftstellern davon geschrieben, hat gar nicht das Gepräge der Wahrheit, und ist längst als eine handgreifliche Fabel verworfen worden.

Es ist wahrscheinlich, daß schon vor der Ankunft der Römer eine gallische Stadt auf dem Plaz des heutigen Straßburgs gestanden sey, welche hernach von den Römern regelmäßig erbauet und befestigt worden ist: daß sie aber sehr unerheblich müsse gewesen seyn, erhellet daraus, daß Julius Cäsar ihrer mit keinem Wort gedenket.

Erst zu der Zeit, da Gallien die römische Oberherrschaft anerkannte, stieg die Mutterstadt Straßburgs aus ihrer Wiege hervor, und wuchs bis in die Hälfte des zweyten Jahrhunderts zu einer Größe und Wohlstand heran, daß sie, wie auch jezo noch die Hauptstadt, eines beträchtlichen Landes wurde.

Der Name

den sie als eine römische Grenz-Festung, und vielleicht schon früher führte, hieß:

Argentoratum.

Die, in dieser Gegend gewöhnliche Ueberfahrt über die vereinigten Flüsse Ill und Breusch, hat wahrscheinlich nicht nur die Veranlassung zu ihrer Erbauung, sondern auch zu diesem Namen gegeben; denn Argentorat heißt, in der alten Celtischen oder Gallischen Sprache **eine Stadt an der Furte** oder **Ueberfahrt.** Unter diesem Namen geschiehet die

erste Meldung

von ihr um das Jahr Christi 150, durch den berühmten Schriftsteller und Mathematiker zu Alexandria in Egypten Claudius Ptolemäus, welcher bey dieser Gelegenheit sagt, daß die 8te Legion hier in Besatzung gelegen sey.

Die Größe

des römischen Argentoratums betreffend, so wollen wir zuerst unsern lieben alten **Jakob von Königshofen** anhören, *) wie er dieselbe in seiner

*) Dieser Jakob von Königshofen war ein Priester zu Straßburg, der A. 1386 gelebt, und eine Chronik der Stadt Straßburg geschrieben hat, die noch jetzt sehr beliebt ist.

Chronik, Seite 269, §. XX. beschreibt; hier sind seine eigenen Worte:

Vor Gotz Geburte was (war) Strosburg kleine und doch frum und mechtig an Volke. und was (war) begriffen also: der Stette Ringmure und Grabe giengent von Sant Stephans Brucke wieder Sant Andres do-umbe (herum) untz (bis) an den Judenturn an dem Roßmerkete, und von demselben Judenturn den Graben uf, nebent dem Roßmerkete untz (bis) an die Steinenbrucke do men über get von der Münstergaße uf den Roßmerkete, also die Mure und der Grabe ignote gont (jetzt noch geht) und was (war) an derselben Brucken der Stette Porten eine. Von derselben Brucken und Porten gieng die Ringmure und der Graben do ignote (jetzt) ist der Brediger Closter, und durch die hüsere, die da stont an der Erbeislauben, (Gewerbslaube) und querches über Sporergasse (Spießgaß) untz (bis) in den Graben, der ignote (jetzt) der Snidergrabe, da die Sprochhüsere (heimliche Gemächer) in gont, derselbe Snidergraben was (war) der Stette Ussergrabe an der Ringmuren, und gieng dozumole also ignote untz (wie jetzt noch

bis) in das Wasser by der Schintbrucken; Nu von der Schintbrucken untz (bis) sant Stephansbrucken hette die Stat keine Ringmure noch Graben denne das Wasser.

Hieby mag men merken, daß der Roßmerkete und der Holewig (Holweg ist der Platz, wo ehmahls der Fruchtmarkt war, und nun die kleinen Krämerläden stehen.) Und der Vischmerket, alles was (war) ussywendig der Stat, und sant Erhards Capelle in der Kremergasse, die lag an der Ringmuren.

Ringmauern und Thore.

Der durch seine Localgeschichte der Stadt Straßburg unsterbliche, und in Untersuchung Elsaßischer Alterthümer unermüdete Forscher, Hr. Silbermann, dessen Andenken jedem biedern Straßburger, auch noch bey den spätesten Enkeln, ehrwürdig seyn wird; dieser verdienstvolle Mann, welcher unsägliche Mühe und Kosten darauf verwendete, die Geschichte unserer Stadt und unsers Landes aufzuhellen, hat die uralten Ringmauern des römischen Argentoratums wirklich überall so befunden, wie sie Königshofen beschrieben hat.

Als im Jahr 1746 die St. Andreas Kapelle, mit dem daran stoßenden Thurn abgebrochen, und der Grund zu der neuen Kirche der ehemaligen Franciscaner gelegt wurde, fand sich tief unter der Erden diese alte Mauer

A. 1730. fand man sie unter der Terrasse des Hotels der Intendanz.

Der hintere Giebel an dem alten Speicher neben diesem Hotel, der 1768 aufgeführt wurde, ruhet auf den Resten jener ältesten Stadtmauer.

Bey Auferbauung des Hanauischen Hofs, A. 1731 mußte sie mit schweren Kosten erst weggeschaft werden.

A. 1773 wurde bey der Schneiderstube ein Dolen gegraben, das Regenwasser abzuleiten, da fand man diese Mauer 5 Schuhe tief unter dem Boden, und zwar 17 Schuhe dick, da sie sonst überall nur 11 Schuhe dick befunden worden; es zeigten sich aber zugleich Merkmale, daß sie zu der daselbst gestandenen Stadtpforte gedienet hatte.

Von hier fand Hr. Silbermann, daß sie sich unter dem Prediger Kloster, und zwar bey der sechsten Klasse, fast mitten unter dem Kreuz-

gang, gegen dem Eckhause an dem kleinen Predigergäßlein, von da unter den Hinterhäusern der Gewerbslaube fort, quer unter der Spießgasse hindurch, unter den Häusern des Schneidergrabens, der Krämer-und Spitalgasse, bis an die Breusch bey der Schindbrücke gezogen. An allen diesen Orten hat man sie schon oft angetroffen, wenn Brunnen, Dolen oder heimliche Gemächer gegraben werden sollten.

Stadt-Thore mag unser Argentorat nach Hr. Silbermanns Bericht, 6 gehabt haben. Drey auf der Wasserseite; eines bey St. Stephan, gegen der heutigen Wilhelmerbrücke; eines oben in der Gegend des Schlaghaußes, und noch eines in der Mitte von diesen beyden.

In der Krämergasse war die Sattlerpforte, auf welche sich unsere lange Straße hinzog. Am Ende der Münstergasse, neben der Schneider-Stube, stand die Mitternächtige Pforte, gegen dem Roßmarkt; und endlich das Steinthor, zwischen dem St. Stephans Kloster und der Bürger Holzscheuer, auf dem Graben.

Innere Gebäude.

Auf dem Platz des heutigen Münsters stand ein heidnischer Tempel, der, wie es scheint, dem **Herkules** geweihet war; und das Kloster zu **St. Stephan**, stehet noch auf den Trümmern der römischen **Burg** in welcher ein eigener Befehlshaber seinen Wohnsitz hatte, der nicht nur unsere Stadt, sondern auch den größten Theil des untern Elsaßes regierte.

Nahrung und Wohlstand.

Unsere Mutterstadt genoß in den ersten 300 Jahren der römischen Oberherrschaft, eine stolze Ruhe, und ihre vortheilhafte Lage verschafte ihr schon in ihrer ersten Kindheit, einen ausnehmenden Wohlstand.

Als eine gallische Grenzvestung, welche immer feindlichen Anfällen ausgesetzt war, hatte sie beständig eine starke Garnison, und eine eigene Gewehrfabrick, in welcher alle Gattungen römischer Waffen und Kriegsgeräthe verfertiget wurden, als: Harnische, Helme, Schwerdter, Spieße, blechene Handschuhe, Panzer, Kürasse, Bogen, Pfeile, Mauerbrecher, Sturmleitern, Wurfmaschinen und dergleichen; in den

andern sieben gallischen Fabricken, durften nur einzelne solcher Kriegsgeräthe gemacht werden, aber unser Argentorat hatte die Freyheit, alle verfertigen zu dürfen.

Kein Wunder also, wenn bey solchen Vortheilen, unsere Stadt schnell an Ruhm und Reichthum zunahm, so, daß sie damals schon unter die ansehnlichsten Städte am Rhein gerechnet wurde: und diesen Ruhm, diesen Wohlstand, hat sie unter schweren Kämpfen seit dem immer behauptet, und behauptet ihn noch seit fünfzehn hundert Jahren!

Noch ist Straßburg eine gallische Grenzstadt, mit teutschen Einwohnern besetzt — welche zwey der mächtigsten Reiche Europens miteinander verbindet — noch eine wichtige Grenzvestung, in welcher nicht allein Gewehrfabricken, und eine große Niederlage an Kriegs-Munition, sondern auch vieler andern Manufackturen und Waaren ist; — noch wachet zur gemeinen Sicherheit eine starke Garnison auf unsern Wällen, und ist zugleich eine ergiebige Nahrungs-Quelle für die Bürger; — noch blühet die Handlung — und bis jetzt war Straßburg eine Freystadt, die durch

ihre eigene Obrigkeit und Gesetze regiert wurde, und noch andere ansehnliche Freyheiten genoß.

Aber jetzt erst, da sie mit allen andern Städten Frankreichs ihre Vorrechte und Freyheiten aufgegeben, welche ihr doch zum Theil sehr wenig nützten, um an der neuen herrlichen Reichsverfassung Antheil nehmen zu können, welche allen Bürgern des Staats eine Freyheit zusichert, deren sich noch kein Volk der Erde rühmen konnte; jetzt erst wird Straßburg mit dem ganzen Gallien den Gipfel bürgerlicher Glückseligkeit erklimmen; wenn anders Frankreichs Bürger ihre vortrefliche Konstitution zu schätzen, zu erhalten und zu benutzen wissen, und die wachende Vorsehung Gottes dieselbe ferner wie bisher, gegen die List und Bosheit der Volks-Feinde mächtig schützen wird.

Pflanzung Christlicher Gemeinen im Elsaß.

Glücklicher als viele andere Länder Europens war unser Vaterland auch darinnen, daß die sanfte Stimme der Boten des Friedens, der Diener des Evangelii, so frühe an den Ufern des Rheins ertönte.

Wir wissen zwar nicht eigentlich, von welchen Männern, und in welchen Jahren, die beseeligende Lehre Jesu im Elsaß verbreitet worden; denn was Königshofen, und mit ihm noch andere alte und neue Schriftsteller davon geschrieben haben, klingt gar zu fabelhaft, und kann nicht aus sichern Urkunden erwiesen werden.

Daß aber schon im zweyten Jahrhundert zu **Lion** und **Vienne**, vielleicht auch an mehrern Orten Frankreichs, blühende, mit Bischöffen und Lehrern versehene Christliche Gemeinden gewesen sind, und daß im Jahr 177, unter Kaiser Antonin dem Weltweisen, eine heftige Verfolgung über die Lionische Kirche ausgebrochen, in welcher der damalige Bischoff **Potinus**, seine Lehre mit dem Märtyrer-Tode versiegelte, — und **Irenäus** an seine Statt Bischoff wurde, das sind erwiesene historische Wahrheiten, deren Gewißheit niemand in Zweifel ziehen kann.

Und wenn eben dieser Irenäus in seinem Buch wider die Irrglaubigen von **Celtischen** und **Germanischen** Kirchen redet, so kann er unter jenen keine andere als die **gallische**, und unter diesen, die **rheinischen Christlichen** Ge-

meinden verstanden haben. Auch Tertullian, der ohngefehr um die nemliche Zeit lebte, bestätiget diese Aussage, wenn er in seinem Buch wider die Juden von Galliern und Germaniern redet, die alle an den schon gekommenen Messias glaubten.

Aus diesen Stellen erhellet also unläugbar, daß die, für das menschliche Geschlecht so wohlthätige Lehre Jesu, wenigstens um die Mitte des zweyten Jahrhunderts in unserm Vaterlande gegründet und ausgebreitet worden sey.

Aber durch wen? das wissen wir nicht gewiß. Vielleicht durch die Lionische Bischöffe selbst, oder durch ihre ausgeschickten Missionarien. *) Dieß ist freylich nur eine Vermuthung; aber wo Gewißheit fehlt, da tritt die wahrscheinlichste Muthmaßung an ihre Stelle. Und was liegt uns auch viel daran? wir wärmen uns oft an einem wohlthätigen Feuer, ohne zu fragen wer es angezündet hat? Einzelne hie und da zerstreute Christen, mag es freylich im Elsaß viel frü-

*) Es ist dieses um so wahrscheinlicher, wann, wie einige Gelehrten glauben, ein Theil unsers Elsaßes damals auch dem Gouverneur von Lion unterworfen war.

her, vielleicht schon im ersten Jahrhundert gegeben haben, aber ganze, wohl eingerichtete Gemeinden treffen wir erst im zweyten Säkulo an. Um diese Zeit mag auch unsere Vaterstadt mit dem Evangelio begnadiget worden seyn.

Daß die elsäßischen Gemeinden der Christen in jenen Zeiten der Verfolgung, eben sowohl als die Lionische, viele Drangsale haben leiden müssen, ist leicht zu erachten; und diese nahmen auch da noch kein Ende, als unter **Constantin dem Großen**, das Christenthum in dem ganzen römischen Reich Ruhe bekam. Denn um eben diese Zeit, im vierten Jahrhundert, wurde das Elsaß durch die öftern Einfälle barbarischer Völker so gedrückt und geängstiget, daß nicht nur die weitere Ausbreitung der Christlichen Lehre verhindert, sondern die ganze bürgerliche Verfassung unsers Landes zerrüttet wurde.

Unter der Herrschaft der heidnischen Allemannier, im 5ten Jahrhundert, da eine Grauen erregende Verwüstung das ganze Elsaß, und insonderheit unsere Vaterstadt bedeckte, ist unsere göttliche Religion wahrscheinlich ganz vertilgt, und erst im folgenden sechsten, durch die Franken, wieder aufs neue gepflanzet worden.

Allemannische Einfälle im Elsaß.

Die **Allemannier** waren eine aus unterschiedenen germanischen Völkern gesammelte Nation, welche gegen die anwachsende Macht der Römer alle ihre Kräfte vereinigte. Ursprünglich wohnten sie zwischen dem Rhein, Mayn und der Donau. Der Name Allemannier dürfte vielleicht eben aus der Verbindung vieler kleiner Staaten hergekommen seyn, da er denn so viel als **Alle-Mannen**, **Alle Männer**, oder **Allerley Männer** sagen sollte.

Diese verbündeten Germanier machten den Römern in folgenden Zeiten viel zu schaffen. Unaufhörlich beunruhigten sie durch ihre wiederholten Einfälle die römischen Provinzen, unter denen das Elsaß am meisten leiden mußte. Die Römer hatten zwar auf den Gipfeln des Vogesischen Gebirges eine Menge Vestungswerker und Kastelle angelegt, auch unser **Argentoratum**, und alle andere Städte am Rhein stark befestiget, um diese Barbaren im Zaum zu halten. Sehr oft wurden sie auch mit blutigen Köpfen wieder über den Rhein gejagt: allein die Uneinigkeit der römischen Befehlshaber, und die immer mehr in die Augen fallende Schwäche des römischen

Reichs reizten sie immer wieder zu neuen Versuchen.

Julians Sieg bey Straßburg.

Im Jahr 357, rückten sieben Allemannische Könige, unter Anführung des Fürnehmsten unter ihnen, **Chnodomarius**, mit 35,000 Mann ins Elsaß. **Julian**, der vorher mit ihnen in gutem Vernehmen stand, hatte sich diesen Einfall nicht vermuthet, und weil er anderwärts Krieg führte, die Rheinischen Kriegsvölker mit sich genommen. In seiner Abwesenheit war es ihnen also sehr leicht, in kurzer Zeit, fast das ganze Elsaß zu erobern, wirklich hatten sie Straßburg, Brumat, *) Rheinzabern, Maynz, Worms und Speyer bereits in ihrer Gewalt.

---

*) Brumat war zur Zeit der Römer eine sehr veste Stadt, welche um diese Zeit Augusta Tribocorum hieß. A. 407, wurde dieser Ort von den Allemannen zerstört, und in ein Dorf verwandelt. Im vierzehnten Jahrhundert wieder ummauert, und zu einer Stadt erhoben; welche nachher in den Kriegs-Unruhen A. 1674 in Brand gesteckt wurde. Jetzt ist Brumat ein ansehnlicher nahrhafter Flecken, mit einem Fürstlichen Schloß.

Sobald aber Julian Nachricht davon erhielt, eilte er mit 13,000 Mann seinem lieben Elsaß zu Hülfe. Als er nach **Zabern** kam, fand er diesen Ort zerstört und von den Feinden verlassen. Hier bekam er eine Gesandschaft von den Allemannischen Kriegern, mit Befehl »das Elsaß zu räumen, welches sie mit ihrem Schwerdt »und durch ihre Tapferkeit erobert hätten.« Aber Julian, ein junger muthiger Feldherr, zog mit seiner kleinen Armee, einer fast 3 mal stärkern Macht beherzt entgegen. **Brumat** eroberte er mit stürmender Hand, und in dem Angesichte Straßburgs, bey einem mit Saatfeldern bedeckten Hügel, welches unser **Hausbergen**, (eigentlich **Hugsbergen**) gewesen zu seyn scheint, kam es zu einer blutigen Schlacht.

Die Allemannier stritten so männlich, daß die römische Reiterey anfangs zu weichen anfieng; die Feinde drangen (unklug genug!) mitten in das römische Heer; aber Julian schwenkte seine beyden Flanken, und brachte sie in die Mitte; von allen Seiten umzingelt, wurden nun die Allemannier schröcklich zusammen gehauen. Sechs tausend blieben auf dem Schlachtfelde todt; viele kamen auf der Flucht ums Leben, oder ertran-

ken im Rhein; Chnodomarius wurde gefangen, und nach Rom gesandt, wo er aus Verdruß starb.

Unter dem Kaiser **Gratian**, im Jahr 387, wurden die Allemannier noch mehr gedemüthiget, da in der Schlacht bey **Argentuaria**, heut zu Tag **Horburg**, eine halbe Stunde seitwärts **Colmar**, von 40,000 Mann, nur noch 5000 mit dem Leben davon kamen.

Zu Cäsars Zeiten würde es in diesen Umständen leicht gewesen seyn, solchen unruhigen Nachbarn auf immer ein Gebiß in das Maul zu legen: aber nunmehr herrschte nichts als Unordnung, Meuterey und innerliche Kriege, in dem ganzen römischen Reiche. Dieser ungeheure Staatskörper, von seiner eigenen Last gedrückt, fieng bereits an zu sinken, ehe noch der Kaiser **Theodosius**, im Jahr 395, durch die Theilung des Reichs, unter seine beyden Söhne, Arkadius und Honorius, demselben die letzten Kräfte benahm.

Diese, in die Augen fallende Schwäche des römischen Reichs, war für die angrenzenden Völker der stärkste Reitz, dasselbe auf allen Seiten

anzugreiffen, wie denn auch die Allemannier und Franken, ihren öftern Niederlagen ungeachtet, das Elsaß und die übrigen gallischen Provinzen am Rhein noch immer beunruhigten und verderbten.

Große Völker-Wanderung.

So blutig auch das **vierte Jahrhundert**, sein Greisenhaupt neigte, so hatte doch der Jammer und die Verwüstung in unserm Vaterlande noch kein Ende. Das **Fünfte** gieng noch viel blutiger über unserm Scheitel auf.

Ein wunderbarer Geist des Schwindels und des Verheerens, verbreitete sich im Anfang desselben, über die Völker Asiens und Europens. Ein Volk stieß das andere aus seinen ruhigen Wohnsitzen; dieses trieb wieder andere, wie eine aufgescheuchte Heerde, vor sich her; was sie antrafen wurde mit fortgerissen oder verschlungen; so kam dieß furchtbare Heer über eingeäscherte Städte und tausend blutige Leichen, auch an die Ufer des Rheins, in unsere Gegenden.

Den ersten Stoß zu dieser großen Völkerwanderung gaben die **Hunnen**, ein Volk das ehedem die kalmuckische Tartarey bewohnte. Verjagt

von ihren Nachbarn, den Chinesern, giengen sie A. 374 über die Wolga, nach Europa über, und verdrangen zuerst die an der Donau wohnenden Völker, in Ungarn, Siebenbürgen, in der Wallachey und Moldau. Als die Hunnen und Gothen sich hierauf nach Süden wendeten, in Griechenland und Italien einfielen, so zogen jene gegen Norden und Westen, und verheerten ganz Teutschland. Mit jedem Tage vermehrte sich der Hauffe dieser Barbaren, unter denen die **Vandalen, Alanen** und **Sueven** die Fürnehmsten waren.

Verwüstungen des Elsaßes und Zerstörung des römischen Argentorats.

Da keine römischen Armeen die Rheinufer beschützten, so gieng dieser tolle Schwarm den 31 December 406 ungehindert über den Rhein, und bedeckte, wie eine Menge Heuschrecken, zuerst das Elsaß, und bald darauf ganz Gallien. Unser **Argentoratum** und alle feste Plätze **wurden geschleift** und der Erde gleich gemacht, die Einwohner mit Feuer und Schwerdt vertilgt oder gefangen fortgeschleppt, und das schöne Land zertretten, und in eine mitleidenswerthe,

traurige Einöde verwandelt. So durchstreifte der rasende Hauffe ganz Frankreich, setzte sich in Spanien fest; ein Theil davon kam endlich nach Afrika über, wo die Vandalen ein eignes Königreich aufrichteten.

Rührend schilderte der heilige *) **Hieronymus** das Unglück unsers Landes in einem Brief an ein gallisches Frauenzimmer, **Ageruchia**, und seine Worte verdienen hier ganz abgedruckt zu werden, weil sie ein unverdächtiges Zeugnis der Wahrheit dieser traurigen Geschichte sind; sie lauten also:

„Unzählbare wilde Nationen haben ganz Gal„lien überschwemmt; was zwischen den Alpen „und Pyrenäen liegt, was von dem Ocean und „dem Rhein eingeschlossen ist, haben die **Qua„der, die Vandalen, Sarmater, Alanen, „Gipeden, Heruler, Sachsen, Burgun„der, Allemannier und Pannonier** jämmer„lich verheeret. **Maynz**, eine sonst berühmte

*) Hieronymus lebte damals zu Bethlehem in Palästina, und bekam die Nachrichten von der Verheerung des Elsaßes, und anderer gallischen Länder durch angesehene Gallier, die sich ins gelobte Land geflüchtet hatten.

„Stadt, ist eingenommen und geschleift, und „viele tausend Menschen sind in der Kirche er„mordet worden. **Worms** wurde nach einer „schweren Belagerung verstört. **Amiens**, **Ar„ras**, die Stadt der weit entlegenen Moriner, „**Tournai**, **Speyer**, und **Argentorat** sind „erobert, und ihre Einwohner nach Teutschland „geführt worden.“

Und dieses große Unglück soll uns durch einen ehrgeitzigen Minister am Kaiserl. Hof bereitet worden seyn. **Stiliko** soll seine Landsleute, die Vandalen, selbst eingeladen haben, das römische Reich auch von dieser Seite anzufallen, und zwar blos darum, damit er in der allgemeinen Verwirrung des Reichs seinem Sohn desto leichter den Weg zur Kaisers-Würde bahnen könnte. Wenn dieses wahr ist, welch ein Unsinn, welche Unmenschlichkeit! Gewissen Ruin ganzer Länder, Glück und Leben von Millionen schuldlosen Bürgern aufs Spiel setzen, um dem Sohn eine so täuschende, äußerst gefährliche und kurze Ehre, als damals die Kaiserswürde war, zu verschaffen.

Aber solche Beyspiele ehrgeitziger Minister, sind leider, in der alten und neuen Völkergeschichte

nicht selten anzutreffen. Viele Kriege sind schon oft blos darum angesponnen, und auf viele Jahre hinaus gezögert worden, um die Privat-Absichten, oder die Habsucht und das Ansehn des Ministers zu begünstigen. Es ist bekannt genug, daß die vielen verderblichen Kriege unter Ludwig XIV. bloß aus Ehrgeitz eines Ministers, der die Ruhmsucht seines Monarchen mit schmeichelhaften Vorspieglungen zu erregen wußte, entstanden sind. Und die himmelschreyenden Bedrückungen und Ungerechtigkeiten von Frankreichs Ministern, unter der vorigen Regierung kommen jetzt auch genug an den Tag.

Es ist daher eine der grösten Wohlthaten für uns, daß unsere erhabene Reichs-Versammlung die große Macht der Minister eingeschränkt, ihnen die erschlichene Gewalt, Krieg und Frieden zu beschliessen, genommen, und sie wegen ihrer Handlungen **verantwortlich** gemacht hat.

Eroberung des Elsaßes durch die Allemannen.

Kaum hatten die Vandalen die Ufer des Rheins wieder verlassen, um in dem innern Frankreich neue Verwüstungen anzurichten — noch rauchte

das Blut der ermordeten Elsäßer, und die Asche ihrer verbrannten Wohnungen, als aufs neue Schaaren raubgieriger Völker ihre bluttriefenden Fußstapfen betraten, das wehrlose Land vollends ausplünderten und die Verwüstung vollkommen machten. **Burgundier** und **Allemannier** stürzten in die gallischen Länder, und eroberten sie um die Wette. Die Burgundier, welche vorher in Pommern an der Ost-See wohnten, ließen sich anfangs selbsten in unsern Rheinländern, nachher aber in den Gegenden nieder, welche bis zu der neuen Eintheilung Frankreichs in Departements, von ihnen **Burgund** genennet wurden; und den **Allemannen ward unser Elsaß zu Theil.**

Nun gieng in unserm Vaterlande eine große Veränderung vor. Die römischen Werke der Kunst und des Geschmacks waren nun nichts mehr als prächtige Ruinen, deren Reste wir jezt, nach 1400 Jahren noch bewundern. Die vorige Verfassung, Religion, Sitten, Sprache und Eintheilung des Landes hatte ein Ende. Das blühende **Argentorat** war ein trauriger Steinhauffe, aus dessen Bruchstücken die Allemannier ein einsames **Dorf** erbauten.

Das ganze Elsaß wurde nun in zwey große **Gauen**, das **Nordgau** und Sud- oder **Sund-**

gau abgetheilt, aber seine herrlichen Felder wurden nicht mehr angebaut; sie schienen verurtheilt, nur Dornen und Disteln tragen zu müßen. Das gute Land stand öde, und seufzte über die rohen Bewohner, die seiner nicht werth waren. Religion, Wissenschaft und Kunstfleiß schienen mit ihren Verehrern unter den Ruinen begraben zu seyn; und heidnischer Aberglaube und Dunkelheit das Land zu bedecken.

„Mein Gott, wie plötzlich ändern sich doch oft Zeiten und Umstände, bey ganzen Völkern wie bey einzeln Menschen!

In diesem Stande der Herabwürdigung, unter dem drückenden Joche der Allemannier, schmachtete unser liebes Vaterland neunzig volle Jahre; und mußte während dieser Zeit eine nochmalige schröckliche Verwüstung erfahren.

Attilla verwüstet das Elsaß.

Attilla, der Hunnen König, dessen Name unter gesitteten und ungesitteten Völkern so fürchterlich berühmt worden ist — der sich selbst die Geisel Gottes nannte, kam im Jahr 451, mit einer fast unglaublichen Heeresmacht, bey der Stadt Basel über den Rhein, um in Gallien

einzufallen. Allein die Römer, Burgundier, Franken und Allemannier, die vorher einander selbst bekriegten, vereinigten sich jetzt, dem gemeinschaftlichen Feind mit zusammengesetzten Kräften zu widerstehen. Aetius, der römische Gouverneur, rückte bey Chalon in Champagne, mit seinen Alliirten dem Attilla entgegen, hier kam es zu einer Schlacht, dergleichen schwerlich je eine gewesen ist. Lange war es zweifelhaft, auf welche Seite sich der Sieg wenden würde; endlich erklärte er sich doch für unsere Landsleute. Attilla mit seinen Hunnen nahm die Flucht. Aber, o welch ein theurer Sieg! 180 mal tausend Menschen verlohren dabey ihr Leben. Attilla, voll Grimm und Rache, richtete auf seiner Flucht, die zuerst durch das Elsaß gieng, eine solche Verwüstung an, welche keine Feder zu beschreiben im Stande ist.

Vierter Abschnitt.

Elsaß und Straßburg unter der Fränkischen Regierung.

Die Franken, ein mächtiges, teutsches Volk, welches schon A. 428, vielleicht noch früher, in Gallien eingedrungen, und einige Eroberungen gemacht hatte, fieng nun an eine große Rolle zu spielen. Clodoväus oder Chlodwig, ihr König, ein großer Eroberer, besiegte A. 486 den Rest der römischen Macht, und machte also ihrer Herrschaft in Gallien ein Ende. Fünf Jahre später machte er das Thüringische Reich dem Fränkischen Zepter zinßbar, bald darauf vermählte er sich mit Chlotildis, des Königs der Burgundier, Bruders Tochter, mit dem Versprechen, das Christenthum anzunehmen. Er blieb aber gleichwohl ein Heide, bis er endlich bey folgender Gelegenheit dazu bewogen wurde.

Schlacht bey Zülpich.

Die Allemannier, deren Herrschaft sich bis an den Mayn und an die Donau erstreckte, be-

kriegten mit einer großen Macht, einen kleinen fränkischen König unter Köln. Dieser rufte den mächtigen Clodovåus zu Hülfe. Clodovåus, welcher besorgte, die Allemannier möchten auch in seine Länder einfallen, wenn sie mit dem ersten fertig wären, kam diesem schleunig zu Hülfe. In der Schlacht, welche nach der gemeinen Meynung bey **Zülpich** geschehn seyn soll, sahe es aber für die Franken gefährlich aus, sie wurden anfangs in die Flucht geschlagen und zerstreuet. In dieser Angst nun soll Clodovåus den Gott seiner Gemahlin angerufen, und ein Gelübde gethan haben, wenn er ihm wider seine Feinde helfen, und Sieg geben würde, so wollte er auch ein Christ werden, und das Christenthum in allen seinen Ländern einführen. Darauf haben seine Völker sich wieder gesammelt, einen neuen Angriff gewagt, und die Allemannier aufs Haupt geschlagen. **Damit kam unser Elsaß,** und alle Allemannischen Länder, jenseits des Rheins bis an den Mayn und die Donau, **unter die Herrschaft der Franken**; unter deren Zepter sie beynahe vierhundert Jahr geblieben sind.

Clodovåus wird getauft, und führt die Christliche Religion in seinen Låndern ein.

Clodovåus erfüllte hierauf sein Gelübde, und den Wunsch seiner Gemahlin, und ließ sich am heiligen Christtag A. 496, von dem Bischoff Remigius zu Rheims, tauffen; dabey dieser die merkwürdigen Worte soll gesagt haben: **Biete demůthig deinen Kopf her, und bethe an, was du vorher verbrannt hast, und verbrenne, was du angebethet hast!**

An dem nemlichen Tag wurden auch seine beyden Schwestern, **Alboflede** und **Lantechildis** getauft, und 3000 von seinen Kriegern nahmen die Christliche Religion an, denen die übrigen bald nachfolgten; denn Clodovåus bewieß in Ausbreitung der Christlichen Lehre einen großen, aber freylich unlautern Eifer. Nur Schade, daß die beseeligende Lehre Christi, diesem Fürsten nicht mehr in ihrer ersten apostolischen Lauterkeit bekannt wurde!

Die edle Einfalt, mit welcher die ersten Verehrer des Christenthums nur auf den Geist, nur auf die herzerhebende, herzbessernde Kraft, als auf das Wesen der Religion hinsahn, ohne sich viel in subtile Untersuchungen dunkler Stellen einzulassen, diese edle Einfalt sage ich, war zu

Clodovái Zeiten nicht mehr unter den Christen anzutreffen. Seit 200 Jahren, als das Christenthum in dem römischen Reich Ruhe bekam, und die Verfolgungen aufgehört hatten, erhob sich unter seinen Bekennern ein Geist der Zwietracht, und eines verderblichen Religionsgezänks, wodurch Rotten und traurige Spaltungen entstanden. Man zankte sich um den Sinn des Buchstaben, und der Geist, die lebendigmachende Kraft der Lehre Jesu gieng verlohren.

Schröcklich ist das Gemälde, welches uns die Kirchengeschichte von dem Verfall der besten Religion in diesen frühen Zeiten entwirft. Um solcher Fragen willen, die keiner verstehn konnte, wütheten Brüder gegen Brüder, Christen gegen Christen, mit einer Grausamkeit, die vorher kaum von den Heiden gehört worden war. Die fürnehmsten Bischöffe zu Rom und Constantinopel unterhielten diese Spaltungen, jeder suchte sich einen Anhang zu machen, und sein Ansehn gegen den andern zu erhöhen; einer that den andern in den Bann; und beede trachteten durch die niederträchtigsten Künste sich empor zu schwingen. So sahe es im fünften und sechsten Jahrhundert in den Ländern aus, in welchen die Christl.

Religion, von den Aposteln selbst gepflanzt, ehemals so göttlich schön blühete.

Ihrer ursprünglichen Einfalt und Würde beraubt, in ihren Lehrsätzen verderbt, und durch Zusätze menschlicher Erfindung entstellt, kam diese Tochter des Himmels über die Alpen in unsere Abendländer herüber, und noch später in die nördlichen Königreiche. Indessen war sie auch so noch ein göttliches Geschenk für unsere Länder. Sie hatte, bey allem Verfall, noch so viel Licht und Wahrheit, daß dadurch die Sitten jener rohen kriegerischen Völker gemildert, die Nationen mit einander verbunden, und einige Funken zu hellerer Aufklärung in sie gelegt wurden, welche früher oder später Luft bekommen, und in lichten Flammen auflodern mußten.

Gründet die Französische Monarchie.

Clodovåus, dem wir also die Wiedereinführung der Christlichen Religion in unsern Gegenden zu danken haben, eroberte endlich auch das Aquitanische Gallien bis an die Pyrenåen, nahm seine Residenz zu Paris, und errichtete solchergestalt die große Frånkische Monarchie, die seit

B S B
MÜNCHEN

dem ununterbrochen fortgedauert hat, und nun mit neuem Glanz hervor bricht.

Straßburgs Erbauung.

Ob auch unser Straßburg ihm sein Daseyn zu danken habe? ob unter ihm oder erst unter seinen Söhnen, unsere Veste aus ihren Ruinen wieder hervorgezogen, und aufs neue zu der Würde einer Stadt erhoben worden, ist sehr ungewiß. Einige Schriftsteller thun freylich unserm Clodovåo die Ehre an, daß sie ihn für den Erbauer Straßburgs und Stifter des ersten Münsters angeben, welches er da, wo das jetzige stehet, errichtet haben soll. Vielleicht!... doch sind keine sichern Beweise davon zu finden.*)

Die Franken, als ursprüngliche Deutsche, die nicht leicht eine zerstörte Stadt aufbauten, wohl aber in der Nähe derselben ihre Wohnplätze aufschlugen, haben schwerlich gleich in den ersten Jahren die zerfallenen Mauern des römischen Argentorats wieder aufgerichtet, und zwar um so viel weniger, da die Grenzen des Fränkischen Reichs sich gar viel weiter, als an den Rhein

*) Clodovåus starb A. 511.

erstreckten, folglich von dieser Seite keine Einfälle zu besorgen waren.

Am wahrscheinlichsten ist es, daß sich die ersten Fränkischen Bewohner in der Gegend unserer Langenstraße, wo sie ohnehin schon Allemannische Hütten angetroffen, niedergelassen, und dieses Quartier hernach immer mehr angebaut haben; es kann seyn, daß auch mitten unter den Ruinen der alten Stadt einige Plätze bewohnt worden sind: aber die Wiederaufbauung der zerstörten Stadt und ihrer zerfallenen Mauern, dürfte wohl erst durch die folgenden Könige geschehn seyn.

Zustand dieser Stadt am Ende des sechsten Jahrhunderts.

Dem sey aber wie ihm wolle, so ist doch so viel gewiß, daß Straßburg am Ende des sechsten Jahrhunderts, bereits wieder eine ansehnliche und wohlverwahrte Stadt müße gewesen seyn; denn um das Jahr 590 wohnte der Franken-König, Childebert, der Zweyte, mit seiner Gemahlin und Mutter in dem Bezirk der Stadt; in eben diesem Jahr ist auch ein vornehmer Staatsgefangener, Aegidius, Bischoff von

Rheims, der wegen dem Verbrechen der beleidigten Majestät seiner Würde entsetzt wurde, nach Strateburg in Verwahrung gebracht worden; welches letztere nicht hätte geschehn können, wenn nicht die Mauern und Thürne der alten Stadt bereits wieder hergestellt gewesen wären. Daß aber dieselben in ihrem ganzen Bezirk auf die Trümmer der alten römischen Mauer aufgesetzt, und die alte Stadt wieder in die ersten Grenzen eingeschlossen worden, hat Hr. **Silbermann** in seiner **Localgeschichte** der Stadt Straßburg umständlich bewiesen.

Auf dem Platz wo die alte Pfalz gestanden ist, und jetzt das Wachthaus stehet, stand in den damaligen Zeiten die Pfarrkirche St. **Martin**. Sie wurde A. 1529 als man die Pfalz bauete ihrer Baufälligkeit wegen, abgebrochen. Die, an derselben befindlich gewesene Jahrzahl zeigte, daß sie A. 513 erbaut worden, und also die erste Pfarrkirche der Fränkischen Christen müße gewesen seyn.

Man findet auch Nachrichten, daß schon im sechsten Jahrhundert ein königlicher Pallast allhier gewesen sey, in welchem mehrere Könige

residirten. Aus alten Urkunden scheinet zu erhellen, daß derselbe auf dem Platz, wo heut zu Tage die Kirche und das Stift St. Thomä ist, gestanden habe.*) Man fand auch noch im Jahr 1772, als das Fundament zu dem neuen Stiftshause gegraben wurde, sehr starke, aus großen Quaderstücken bestandene Mauern, aus deren Art und Festigkeit sich vermuthen ließ, daß ehedem ein großes Gebäude darauf geruhet habe.**)

---

*) Specklin in Fragm. Manuscript fol. 21. schrieb von demselben also: „Es hatte aber König Dagobert St. Amando zu Ehren den alten „Burgstall angefangen zu einem Kloster zu „bauen, das hatte jetzt König Childerich und „Sigebert lassen vollenden, in der Ehre Gottes „und St. Thomä.“ Und kurz vorher sagt er bey Beschreibung des Einzugs Florentini in diese Stadt; „Und haben ihn beyde Könige zu Fuß „bis in den alten Burgstall, da jetzt St. Thomä „ist, begleitet.“

**) Ich zweifle sehr, ob man diesen Burgstall mit Recht einen Königlichen Pallast nennen könne. Es war ein altes, in der allgemeinen Zerstörung übrig gebliebenes römisches Gebäude, dessen sich die Austrasischen Könige bedienten, wenn sie sich

Woher der Name Straßburg entstanden.

In bemeldtem Jahrhundert verwechselte auch unsere Stadt den Namen Argentoratum mit Strateburg oder Straßburg. Man giebt mancherley Ursachen dieser Benennung an, von denen aber diese die wahrscheinlichste ist: daß dieser Name zuerst nur der, von den Allemanniern und Franken angelegten Vorstadt, oder der, auf beyden Seiten mit Häußern angebauten langen Straße, welche nach der alten römischen Burg, *) zuführte, eigen gewesen; hernach aber auch auf das von den Römern verlassene, und von den Franken nach und nach bewohnte Argentorat ausgedehnt worden sey.

In dem Kloster St. Stephan findet sich noch ein alter Schenkungs-und Freyheits-Brief von A. 845 welchen Kaiser Lotharius unterschrieben, in Palatio Regio Argentorato, woraus erhellet, daß der Name Argentorat, im neunten Jahrhundert noch manchmal gebraucht, und daß derselbe nur nach und nach erloschen ist.

---

in unserer Stadt aufhielten, aber die ordentliche Residenz war es nicht.

*) Durch Zusammensetzung der zwey Namen Straße und Burg, floß natürlich Straßburg.

Daß die Gegend außerhalb der alten Stadt, bereits in den ältesten Zeiten schon so stark bewohnt worden, dazu mag theils die schöne und angenehme Lage von Feldern, Wiesen, Fischreichen Wassern und Weidgang, theils aber auch die daselbst unter den Römern, bey Gelegenheit des eingeführten Christenthums, erbaute St. Peters Kirche beygetragen haben. Dieses bezeuget auch Königshofen wenn er sagt:

„ Ouch hatte das Volk große Gnode
„ und Andocht zu der Kirche zum alten
„ sant Peter, wan (dann) sü die erste Kir-
„ che zu Stroßburg was (war) herumb
„ (darum) buwete viel Lüte Hüsere do, und
„ worent do gesessen. Do nun die Kirche
„ zu sant Aurelien gemacht ward, die ouch
„ ist der alten Kirche eine, und donoch über
„ vil Jor der Galgen wart denen (hinweg)
„ geton, von Sant Michels Bühel, und
„ Sant Arbogast do begraben wart: do
„ wart das Volk noch lieber do wohnende,
„ und wart die Oberstrasse wohl gebuwen
„ mit Husern und Garten und allerhand
„ Gebuwen, von der Münze unz (bis)

„ fir den alten sant Peter vs hin (hin-
„ aus.) *)

St. Arbogast Bischoff zu Straßburg.

Dieser Arbogast, von dem Königshofen hier redet, war Bischoff von Straßburg, und lebte um die Mitte des siebenten Jahrhunderts. Wegen seiner ausgezeichneten Frömmigkeit, nach Art seiner Zeit, stand er in dem Ruf einer besondern Heiligkeit. Er soll des Königs Dagoberti Sohn, Sigebrecht, der auf einer Jagd, da er bey Ebersheimmünster einen wilden Eber verfolgte, vom Pferd gestürzt und den andern Tag gestorben sey, wieder lebendig gemacht haben.

---

*) Bekannter maßen sind in Straßburg zwey Kirchen dem Heil. Petro geweihet, welche zum Unterschied alt und jung sankt Peter heissen. Diese Benennung ist nicht bloß wegen dem Alter der Gebäude, sondern aus Joh. 21. genommen; wo unser Herr zu Petro sagte: Weil du jung warest gürtetest du dich selbst, und wandeltest wo du hin wolltest, wenn du aber alt wirst, wird ein anderer dich gürten und führen, wohin du nicht willt. Diesem Spruch zu folge, ist die eine dieser Kirchen dem jungen Petrus, die andere aber dem alten Petrus geweihet.

Und da er für sich weder Gold noch Silber nehmen wollte, so schenckte der König Dagobertus, nach dem Rath des Bischoffs selbst, die Stadt Rufach *) mit allen ihren Aeckern, Wäldern und Weiden an das Stift zum Münster, dem es bis auf die Zeit der großen Revolution in Frankreich zugehörte.

Dieser würdige Mann hatte sich auch durch seine Wohlthätigkeit und Demuth die allgemeine Liebe und Hochachtung des Volks erworben.

Herzlich gut, aber etwas sonderbar ist sein letzter Wille, indem er verordnete: daß, weil Jesus unser Heiland unter die Uebelthäter gerechnet, und an einem solchen Ort gestorben sey, wo böse Menschen sterben, so sollte man auch seinen Leib an dem Ort begraben, wo die Missethäter hingerichtet würden. Dieses zu thun, mußten ihm seine Untergebene eidlich versprechen. Und es geschahe auch: er wurde neben dem Galgen, der damals auf dem Michelsbühel stand,

---

*) Das Ober-Mundat Rufach ist ein mit Wäldern, Weinbergen, Aeckern und Wiesen wohlversehener Strich Landes, ohngefehr fünf Stunden im Umfang. Er enthält drey Vogteyen, nemlich Rufach, Sulz und Egisheim, mit etlichen Dörfern und Schlössern.

und in selbigen Zeiten Henkersbühel hieß, begraben. Allein gleich darauf wurde der Galgen abgebrochen, und über sein Grab eine Capelle, zu Ehren des heiligen Michaels, erbauet. In folgenden Zeiten wurde diesem Bischoff zu Ehren das Kloster St. Arbogast vor dem Weissenthurnthor, an der Ill, errichtet, welches aber A. 1532 wieder abgegangen ist.

Elsaß bekommt eigene Herzoge.

Die große fränkische Monarchie hatte seit Clodovai Zeiten mancherley Veränderungen erlitten. Seine Regenten begiengen alle den großen Fehler, daß sie die Länder unter ihre Söhne vertheilten, wodurch die Monarchie geschwächt und in mehrere kleine Königreiche zertheilt wurde, welches sehr viel innerliche Kriege veranlaßte. Ueberdieß waren die meisten unter Clodovai Nachkommen schwache Fürsten, die sich den Wollüsten ergaben, und die ganze Sorge der Regierung den Oberhofmeistern überließen, welche alle Macht und Reichthümer an sich zogen, und den Königen nichts als den bloßen Namen überließen.

Straßburg und das ganze Elsaß war bisher dem Königreich Austrasien, dessen Haupt-

stadt Metz war, anhängig gewesen, und wurden wie auch andere Fränkische Länder durch Herzoge regieret.

Gründung des Odilien-Klosters.

Einer der merkwürdigsten unter diesen, war **Ettich**, welcher der Stammvater vieler fürstlichen Häuser worden ist. Er hatte seine Residenz in **Oberehnheim**, *) und erbaute das alte zerfallene Bergschloß **Hohenburg**, das zu der Römer Zeit **Altitona** hieß; welches er hernach A. 680. seiner Tochter **Odilia** schenkte, mit großen Einkünften begabte, und zu einem adelichen Jungfrauen-Kloster einrichten ließ, in welchem er sie zur ersten **Aebtissin** einsetzte. Dabey stiftete er noch eine Pfründe für 14 Priester, die den Gottesdienst besorgen mußten. Von dieser Stiftung hat der Berg den Namen **Odilienberg** erhalten. dessen umständliche Beschreibung Hr. Silbermann mit 20 Kupfern herausgegeben hat, worinn das mehrere kann nachgesehn werden.

---

*) Oberehnheim liegt am Fuß des Odilienberges, hat gegen 1,100 Feuerstellen. Zu dem Gebiet dieser Stadt gehört das Schloß Kagenfels im Klingenthal, und das Dorf Bernhardsweiler.

Gründung des Klosters St. Stephan.

Sein Nachfolger in der herzoglichen Würde war sein Sohn **Adelbert** oder **Albrecht.** Dieser gründete um das Jahr 717 das adeliche Frauenstift **St. Stephan** zu Straßburg, auf den Ruinen der alten römischen Burg, beschenkte es mit großen Einkünften, und setzte seine Tochter **Athala** zur ersten Aebtissin, über 30 Chorfrauen ein, die sich nebst dem Gottesdienst, mit der Erziehung adelicher Töchter beschäftigen sollten.

Ursprung Zweck und Nutzen der Klöster.

Wir nähern uns nun dem Zeitpunkte, in welchem das Mönchswesen, in unsern Gegenden, seinen Anfang genommen, und die mehresten Klöster nach und nach erbaut worden sind. Es wird also zu Aufhellung der Geschichte nöthig und nützlich zugleich seyn, wenn ich meinen jungen Lesern auch einen kurzen Unterricht von ihrem **Ursprung, Einrichtung** und dem wirklich großen **Nutzen** den sie Anfangs für unser Land hatten, mittheile.

Die erste Veranlassung zu Entstehung des Klosterlebens, gab **Paulus** von **Theben**, ein

frommer und zur Einsamkeit geneigter Mann, um das Jahr 250. Als eben damals eine heftige Verfolgung wider die Christen ausbrach, so begab sich Paulus, der in Egypten lebte, an einen entlegenen Ort, und enthielt sich der menschlichen Gesellschaft. Nicht lange nach ihm, that **Antonius** in Egypten ein gleiches. Da nun diese Männer, wegen ihrer sonderbaren Frömmigkeit, in großem Ansehn standen, so ahmten bald mehrere ihrem Beyspiel nach; einige derselben hielten sich zusammen, und bildeten auf diese Art **heilige Gesellschaften.**

Damit sie aber in guter Ordnung bey einander leben könnten, so wurden gewisse Regeln gemacht, nach welchen sie Gott dienen, und ihre Zeit nützlich anwenden sollten. **Antonius, Hieronymus** und **Augustinus** waren die ersten, die solche Regeln verfertigten. Nachdem nun eine Gesellschaft diese oder jene Regeln annahm und befolgte, nannte man sie: **Antonier, Augustiner** u. s. w. Gottesfürchtige Frauen ahmten diese Lebensart nach, und so gab es zu Ende des dritten Jahrhunderts, **Manns- und Frauen-Klöster.**

Anfangs herrschte in diesen Gesellschaften eine strenge Frömmigkeit; dieses bewog andächtige Fürsten, und andere reiche Leute, ihnen große Geschenke zu geben, und ansehnliche Stiftungen zu machen; so entstand gleich anfangs der **Reichthum der Klöster.** Aber eben dieser Reichthum war die nächste Ursache ihres, nur allzufrühen Verfalls.

In den Morgenländern, wo sie am ersten aufkamen, nahm ihre Anzahl so außerordentlich zu, daß man nur in Egypten fünfzig tausend Ordensleute zählte. Und das waren lauter müßige, unruhige Leute, die in jenen traurigen Zeiten, da leidige Zänkereyen die Christenheit zerrütteten, wie ein Freykorps, bald auf diese bald auf jene Seite fielen, und dem Volk ihren *) Fanatismus mittheilten.

Obwohl schon im zweyten Jahrhundert das Christenthum in Frankreich blühete, so fand doch jenes verdorbene Mönchswesen in unsern Abendländern keinen großen Eingang; es würde auch in Europa nie so herrschend geworden

*) Fanatismus heißt der schwärmerische Religions-Eifer.

seyn, wenn nicht um die Mitte des sechsten Jahrhunderts, **Benedikt** von **Nursia** demselben eine viel bessere Einrichtung gegeben hätte. **Handarbeit, Gebeth, Studiren** und **Unterweisung der Jugend**, das waren die Geschäfte, in welche dieser große Wohlthäter seines Zeitalters, seinen Mönchen den Tag eintheilte.

Ihre Handarbeiten waren noch überdieß der damaligen Beschaffenheit unserer verwilderten Länder ganz angemessen: **Moräste austrocknen, Wälder ausreuten, verödete Gegenden urbar machen**, waren das nicht eben so viele Wohlthaten für das allgemeine Beste? Und diejenigen welche sich den Wissenschaften widmeten, hatten auch keine müßige Zeit; sie mußten alte Handschriften abschreiben und eigene Aufsätze machen. Selbst Künste und Handwerker blüheten nirgend so sehr, als in den Benediktiner-Klöstern. Durch sie verbreiteten sich erst die Kenntnisse für die Bedürfnisse und andere Bequemlichkeiten dieses Lebens, auf andere.

Diese Mönche waren folglich recht nützliche, wohlthätige Leute; sie waren bald die einzigen Männer von Kenntnissen, welche der Occident*)

*) Occident heißt man die Gegend der Erde, wo

hatte; darum wurden sie auch an die Höfe der Könige und Fürsten gezogen, wo sie als Kanzler und Räthe, bald alles unter ihre Gewalt bekamen.

Die **Frauen-Klöster** machten sich durch Erziehung der Töchter, **Verpflegung der Armen und Kranken**, und andere **Werke der Barmherzigkeit** dem gemeinen Wesen nützlich. Die Aebtissin **Odilia** stiftete eben deßwegen, weil sie oben auf dem Berge, im Kloster **Hohenburg**, nicht genug Gelegenheit zu guten Werken fand, um das Jahr 700 das unten an dem Fuß des Berges gestandene Kloster **Niedermünster**, und nahe dabey **einen Spital**, zu dessen Unterhaltung die Einkünfte des Fleckens **Börsch** angewendet wurden; auch besuchte Odilia die in diesem Spital aufgenommenen Armen und Kranken täglich, und pflegte ihrer mit eigenen Händen.

Die **Einkünfte der Kirchen-Güter**, welche bey dem allgemein anerkannten Nutzen der Klöster, durch die Schenkungen der Fürsten, häufige Vermächtnisse, und reichliche Opfer

---

am Abend die Sonne untergeht — die Abendländer.

Opfer des Volks, gleich anfangs sehr ansehnlich wurden, flossen alle in eine Kasse zusammen, über welche der Bischoff die Aufsicht hatte. Sie wurden in vier gleiche Theile vertheilt. Einen Theil behielt der Bischoff für sich — der andere wurde zum Bau und Unterhaltung der Kirchen verwendet — der **Dritte** zur Versorgung der Armen, und endlich der **Vierte**, zum Lebensunterhalt der übrigen Geistlichkeit gebraucht.

Wie viel oder wenig die heutige Einrichtung der Klöster ihrer ersten Bestimmung entspreche, überlasse ich dem Urtheil meiner Leser!

Erste Erweiterung der Stadt.

Indem wir nun wieder zu unserer Geschichte zurücke kehren, so fangen wir in derselben zugleich das **achte Jahrhundert** an.

Schon im Anfang desselben stossen wir auf einen Umstand, der von den glücklichen Fortschritten, und dem schnellen Wachsthum unserer Stadt an Größe und Wohlstand, zeuget. Von Frankreichs Königen begünstiget, die mehr als einmal in unsern Mauern throneten, stieg Straßburgs Flor, und die Anzahl seiner Bürger der-

gestalt, daß schon um das Jahr 700 die Stadt erweitert werden mußte.

Daß die Gegend der Langenstraße, bis vor den alten St. Peter hinaus, und bey St. Thoma am Wasser hin, schon sehr frühe, und vielleicht vor der alten Stadt, ziemlich bewohnt gewesen, ist schon oben gesagt worden. Dieses bewog den Rath diese schöne Vorstadt auch mit Mauern und Graben zu umgeben, und mit der eigentlichen Stadt zu verbinden. Im Anfang des achten Jahrhunderts wurde die Arbeit angefangen, und der Graben an der Schneider-Zunftstube, hinter dem Prediger-Kloster, an dem Pfenningthurn und der kleinen Metzig, (wie er jetzt noch lauft) weiter in gerader Linie den alten Weinmarkt hinauf, bis an das sogenannte Zollthor, und hinter der Bickergassen zu den gedeckten Brücken hin, fortgeführt, dergestalt, daß da der Stadtgraben floß, wo jetzt die Gasse des alten Weinmarkts ist. Hiemit war nun der ganze Bezirk, von dem Pfenningthurn, bis zur Schindbrücke, und an dem Wasser hinauf, bis zum Einfluß in die Stadt, alles zusammen begriffen.

Auf der Wasserseite scheint die Stadt keine Mauer gehabt zu haben, weil man sie durch das Wasser genug beschützt glaubte. Und auf der Seite des alten Weinmarkts findet man auch wenig Spuren mehr, von jener alten Mauer, weil sie bey weitem die Festigkeit nicht hatte, wie die Mauern des römischen Argentoratums; wahrscheinlich stehen die Häuser, in der Linie, von der kleinen Metzig zum alten St. Peter, auf dieser alten Mauer.

Von dieser Zeit an bis ins 13te Jahrhundert hinauf, da die alten Stadtartickel in ein Buch verfasset wurden, findet man Spuren, daß Straßburg in die alte und neue Stadt abgetheilt wurde. In einem derselben heißt es: „daß der hiesige Schultheuß„ (der über beyde Städte zu befehlen hatte) „auch das Recht ha„be, drey Heimburger, das ist Gerichtsbotten, „zu erwählen, einen inwendig der alten und „zween in der neuen Stadt„ *). Woraus zugleich deutlich erhellet, daß die neue Stadt viel mehr als die alte müsse bevölkert gewesen seyn, weil in selbiger zwey Gerichtsbotten nöthig wa-

*) Siehe Schilters XII. Anm. zu Königsh. pag. 700. sq.

ren. In *) einem andern Artickel heißt es: „daß der Zoller„ (der in dem Zollkeller, der zur neuen Stadt gehörte, seinen Sitz hatte,) „verbunden sey, alle Brücken der neuen „Stadt zu unterhalten, und der Burggraf,„ welcher in dem Bischofs-Hof, das ist unser neues Gemein-Haus, Gericht hielt, „alle „Brücken der alten Stadt zu besorgen schul„dig sey.„ Von diesem Unterscheid kommt es auch her, daß in den alten Stadtordnungen, nicht die Stadt, sondern in der mehrern Zahl die Städte, und die ersten Regimentspersonen Städtemeister genennet werden.

Daß in diesem achten Jahrhundert auch ein königlicher Pallast, der Königshof genannt, erbaut worden sey, ist ganz gewiß, wo er aber eigentlich gestanden, ist nicht ausgemacht. Hr. Silbermann ist der Meynung, daß er in der Gegend, wo heut zu Tage das Arbeit-Haus, die Klöster St. Margaretha und St. Barbara stehen, gewesen sey; andere glauben ihn bey dem Begräbnis-Platz St. Gallen zu finden, welcher freilich auch noch im Königshofer Bann liegt.

---

*) Ebendaselbst pag. 706.

Daß die Könige von Frankreich öfters in diesem Straßburgischen Königshof residirt haben, erhellet aus mehrern Unterschriften ihrer Briefe, da es heisset: Actum Strasburc Palatio Regio, das heißt: geschehen in dem Königlichen Pallast zu Straßburg.

Geschichte Ludwigs des Frommen.

Da ich außer dieser erst erzählten Erweiterung der Stadt, in diesem Zeitraum, sonst nichts merkwürdiges aufgezeichnet finde, so will ich die Geschichte des Elsaßes im folgenden Jahrhundert, da es in kurzer Zeit viermal seinen Herrn änderte, aus der französischen Geschichte zu beleuchten suchen.

Um das Jahr 751 oder 52 erlosch die erste Linie der fränkischen Könige, vom Merovingischen *) Stamm. Pipinus der Kurze, Oberhofmeister des Königs Childerik des Fau-

*) Merovåus war einer der ersten fränkischen Könige, der in Gallien festen Fuß gewann. Daher heißen seine Nachfolger die Merovingischen Könige — gleichwie die von der zweiten Linie, nach Carl dem Großen, Carolingische heissen.

len *), stieß mit Beyhülfe des Pabsts, seinen Herrn vom Thron, und steckte ihn in ein Kloster. Er aber setzte die französische Krone auf. Ihm folgte im Jahr 768 sein Sohn, **Carl der Große**; ein Herr von großen Gaben und großem Glück. Er beherrschte ganz Frankreich, Teutschland, Italien und einen großen Theil von Ungarn, und nahm auch wieder den Titel eines Römischen Kaisers an. Im Jahr 814 folgte ihm **Ludwig** **) **der Fromme**, in allen seinen Würden und Ländern. Dieser Herr hatte aber nicht den großen Geist seines Vaters. Er war ein guter Mann, besaß aber mehr mönchische Frömmigkeit als erhabene Regenten-Tugend.

Zwey Jahr nach seiner Thronbesteigung, da er selbst kaum 34 Jahr alt war, theilte er seine

*) Man pflegte in alten Zeiten, wie jetzt noch, den Königen gewisse Beynamen zu geben, welche ihre Eigenschaften, oder ihre merkwürdigsten Thaten bezeichnen sollen; wenn die Völker hiebey immer der Wahrheit gemäß handelten, so könnte es sehr nützlich seyn, aber in unsern Tagen ist es eine bloße Schmeicheley.

**) Ludwig der Fromme, darf nicht mit Ludwig dem Heiligen verwechselt werden; letzterer lebte erst im 13ten Jahrhundert, und war der IXte Ludwig, unter Frankreichs Königen.

Länder unter seine drey Söhne, Pipinus, Lotharius und Ludwig. Fünf Jahre hernach, bekam er, aus der 2ten Ehe, noch einen Sohn, Carolus; diesen wollte er doch auch bedenken. Er stieß also das erste Testament wieder um, und machte im Jahr 829 eine neue Theilung, darinnen er diesem Carl das Elsaß, Schwaben, einen Theil von der Schweitz und von Burgund, als seine Portion anwieß. Damit waren aber die andern Brüder nicht zufrieden. Sie rebellirten im folgenden Jahr öffentlich wider den Vater. Zwar gelang es dem Vater dießmal, die Söhne durch gute Worte zu besänftigen; aber nach hergestellter Ruhe machte er eine neue Theilung, und bestätigte Carlen seinen Antheil. Diese Wankelmuth erregte eine noch größere Verbitterung der drey ältern Brüder. Sie griffen abermal zu den Waffen, fielen ihrem Halbbruder, Carlen in seine Länder, und erregten einen Aufstand in Aquitanien. Der Vater kam ihnen aber mit seiner Armee zu früh auf den Hals, und sie mußten sich ergeben.

Pipinum hatte er darauf nach Trier in die Gefangenschaft geschickt, und seine Länder dem jüngsten Sohn, Carlen zugesprochen.

Allein Ludwig der Fromme hatte auch bey den Großen seines Reichs alles Ansehen verloren. Sie stärkten die Söhne gegen den Vater, und durch ihre Hülfe entkam Pipinus aus seiner Gefangenschaft.

Nun verbanden sich die drey Brüder aufs neue. Schon standen die Armeen des Vaters und der Söhne im obern Elsaß gegen einander. Es schien, als ob eine der blutigsten Schlachten geschehen würde. Der Bischoff von Rom, Gregor IV, den Lotharius auf seine Seite gebracht hatte, wollte Friede stiften: allein während den Unterhandlungen begiengen die Söhne die schändlichste Untreue an ihrem schwachen Vater — sie lokten ihn, unter dem Vorwand einer billigen Aussöhnung, auf ein hiezu bestimmtes Feld *), welches hernach das **Lügenfeld** genennet wurde. Hier stand nun der arme unglückliche Vater! — von aller Welt verlassen, war er genöthiget, sich seinen verrätherischen Söhnen in die Arme zu werffen, und von dem Rest ihrer kindlichen Liebe sein Schicksal zu erwarten.

---

*) Diese schröckliche Verrätherey geschahe im obern Elsaß, aber wegen dem eigentlichen Platz wo? ist man nicht einig.

Sie nahmen ihn, seine Gemahlin und Carlen gefangen. Der Vater wurde mit einer starken Garde nach St. **Medard** in Soissons, in genaue Verwahrung gebracht; die Kaiserin nach **Tortona** in Mayland, und Prinz Carl in das Kloster **Prunm** geschickt. Lotharius setzte hierauf die kaiserliche Krone auf; Pipin und Ludwig vergrößerten ihren Antheil mit Carls Ländern.

Damit aber diese schändliche That den Schein des Rechts bekommen möchte, ließ Lotharius eine Versammlung des Reichs zu Compiegne zusammenrufen, und nöthigte seinen Vater, daselbst öffentlich Kirchenbuße *) zu thun, sich für schuldig zu erklären, und ihm die kaiserlichen Kleinodien förmlich zu übergeben. Nach diesem brachte man ihn wieder nach St. Medard, wo er sehr hart gehalten wurde.

Allein die harte Behandlung that dem Volk wehe; den beyden andern Brüdern wachte auch

*) Dieses war schon das zweyte mal, daß Ludwig der Fromme den Armensünder-Rock anzog, und vor seinen Bischöffen Kirchenbuße that; im Jahr 822 geschahe es freywillig, weil er seinen Vetter Bernhardum, der wider ihn rebellirte, mit einem glüenden Eisen hatte blenden lassen, wovon er auch starb.

das Gewissen auf. Und weil Lotharius ihren gütlichen Vorstellungen, dem Vater mehr Freyheit zu lassen, kein Gehör gab, griffen sie ihn mit dem Schwert an; machten den Vater frey, und setzten ihn wieder in die Kayserwürde und alle seine Länder ein; auch die Kaiserin und Carlen stellten sie auf freyen Fuß.

Allein Ludwig der Fromme war noch nicht klüger worden! Als bald darauf sein Sohn Pipin mit Tod abgieng, und zween Söhne hinterließ, enterbte er diese ohne Ursache, und theilte die Länder des Verstorbenen unter Lotharius und Carlen; seinem Sohn Ludwig, der ihn doch aus der Gefangenschaft befreyet hatte, gab er von dieser Erbschaft nichts. Kein Wunder, daß die Zwietracht und das Blutvergiessen in seiner Familie bis an sein Ende, und noch lange nach seinem Tode, fortdauerte.

Wie lehrreich ist diese Geschichte für jeden Leser! Wie lehrreich insonderheit für Eltern und erwachsene Kinder!

Viele Eltern begehen Ludwigs Fehler; geben sich ihren Kindern bloß, und stürzen sich dadurch in Gefahr des Mangels und der Verachtung. — Andere legen durch eine ungerechte

Vorliebe selbst den Grund zu einem unaustilgbaren Familien-Haß, dessen Folgen oft schrecklich sind — Es ist sehr merkwürdig, daß die Söhne Ludwigs des Frommen, zum Theil die nemliche Behandlung, die sie ihren Vater empfinden ließen, zum Theil anderes Herzeleid von ihren Kindern erfahren mußten. Dieses sollten die Kinder wohl beherzigen, welche sich durch die Schwachheit, oder den Eigensinn ihrer Eltern gekränkt oder zurückgesetzt zu seyn glauben, daß sie sich dadurch ja nicht bewegen lassen, durch gewaltthätige Begegnungen die Ehrfurcht zu verletzen, die sie ihren Eltern auch da noch schuldig sind: sondern die Sache Gott anheim stellen, der sie anderwärts dafür segnen wird.

Darf ich noch ein Wort über diese Geschichte sagen, so ist es dieß: **Andächteley ist nicht Frömmigkeit — und Frömmigkeit ohne Klugheit richtet oft großes Unglück an.** Darum bat Salomo den Herrn um ein **weises** Herz, daß er wohl regieren möchte. Jüngling, folge seinem Exempel! Die Weisheit von oben, sagt Jakobus, (Cap. 3, v. 17.) ist rein, friedsam, gelinde, lässet ihr sagen — sie ist voll Barmherzigkeit und guter Früchte, unpartheyisch und ohne Heucheley.

Carl der Kahle und Ludwig der Teutsche verbinden sich zu Straßburg wider Lotharium.

Nach dem Tode Ludwigs des Frommen, wollte der herrschsüchtige Lotharius allein Herr seyn. Seine Brüder, Ludwig der Teutsche und Carl der Kahle (dieß sind ihre Beynamen) vereinigten sich jetzt wider ihn, und lieferten ihm den 25ten Juni im Jahr 841 bey Fontenay eine Schlacht, in welcher zu beyden Theilen 100,000 Menschen auf dem Schlachtfeld sollen umgekommen seyn. Lotharius aber mit dem Rest seiner Völker ergriff die Flucht.

Durch diese Niederlage geschwächt, aber doch noch rasend genug, den ungerechten Krieg fortzusetzen, warb Lotharius frische Völker, um im folgenden Jahr aufs neue seine Brüder anzugreiffen. Diese kamen darauf im Jahr 842 in Straßburg zusammen, um sich durch die feyerlichsten Eidschwüre, im Angesicht des ganzen Volks, mit einander zu verbinden, dem ehrgeitzigen Vornehmen ihres ältern Bruders mit vereinigten Kräften zu widerstehen.

Die beyden Prinzen redeten das Volk, der eine in der Romanischen, der andere in der Teutschen Sprache an. Die Eidesformeln wurden in den nemlichen Sprachen abgelegt, und sind die ältesten und merkwürdigsten Ueberbleibsel der damaligen französischen und teutschen Sprache.

Ludwig der Teutsche schwur in romanischer Sprache so:

Pro Don amur & pro Christian poblo & nostro commun salvament, dist di, en avant, in quant deus savir & potir me dunat si salvarai eo cest meon fradra Karlo & in adjudha & in cadhuna Cosa si cum hom per dreit, son fradra salvar dist ino quid il imi altre si faret. Et ab Ludher nul plaid nunquam prindrai qui meon vol, cist meon fradre Karlo in damno sit.

Carls des Kahlen, Eid in teutscher Sprache war der:

In Godes minna ind durh tes Christianes Folches ind unser bedhero Gehaltnissi, fon thesemo dage frammordes, so fram so mir Got gewizzei in die Madh furgibit,

so hald ih tisan minan Bruodher, so man mit Rehtun sinan Bruodher scal inthi utha; er mig so sin madh, indi mit Luherem inno theinni dingne gegango zhe minam willon imo ce scadhen werhen.

Hier ist die Uebersetzung:

„In Gottes Liebe, und wegen des christli„chen Volks und unser beeder Erhaltung, von „diesem Tage forthin, so mir Gott Wissen und „Macht dazu gibt; so vertrette ich diesen mei„nen Bruder — wie man Rechtswegen seinem „Bruder zu thun schuldig ist, doch, daß er sich „gleichergestalt gegen mich verhalte. Und mit „Lotharius will ich mich in keinem Ding ein„lassen, damit mein Wille ihm nicht zu Scha„den gereiche.„

Das Volk leistete zugleich folgenden Eid:

Oba Carl then Eid, then er sinemo Broudher Ludhuwige gesuor, geleistit, indi Ludhuwig min herro then er imo gesuor, forbrihchit, ob ih ina nes arwendenne mag noh ih, noh thero, nohein thenihes irwenden mag, imo ce follus tine widhar Carle wirdhit. Das heißt:

„Wenn Carl dem Eid, den er seinem Bruder „Ludwig geschworen, ein Genüge leistet, und „Ludwig mein Herr, hingegen bricht, was er ge„schworen, ob ich ihn gleich nicht davon abhalten „kann, so soll doch weder ich, noch der, noch „sonst jemand, der es nicht abwenden mag, wi„der Carl ihm zu Dienste werden.„

Die allgemeine Volkssprache war also vor tausend Jahren wie jetzt noch: die Teutsche! Wollten diese Prinzen von dem Volk verstanden seyn, so mußten sie in der Muttersprache des Volkes reden; und das thaten sie auch, wie es billig ist — und unsere våterlich gesinnten Richter und Verwalter werden es auch thun. Sie werden unsere Geschåfte und Rechtssachen in der Sprache verhandeln, die Jeder unter uns versteht — und uns die Gesetze und Verordnungen in gut teutschen Uebersetzungen bekannt machen lassen. Dagegen wollen wir uns auch der franzősischen Sprache befleißigen, und an unsern Kindern weder Kosten noch Můhe sparen sie darinnen grůndlich unterrichten zu lassen. Dem ohngeachtet werden wir doch Teutsche bleiben, und lange noch wird es so nőthig als in unsern Tagen seyn, daß man mit

dem grösten Theil des Volks in teutscher Sprache rede.

Aus allen Ländern versammelten sich bey diesem Bundesfest Ritter und Herren in unsern Mauern, und hielten, unter den Augen dieser Könige, ein, von den Geschichtschreibern gepriesenes Treffen; zum Vergnügen, zur Uebung, zur Probe der Tapferkeit! Sie erzählen uns: daß die Herren und Ritter zwo Armeen gebildet, mit ihren Völkern in gleicher Anzahl aufeinander losgegangen, und sich eine blinde Schlacht geliefert haben; daß zuletzt beede Könige, von ihrer jungen Mannschaft umringt, mit einem weit erschallenden Kriegsgeschrey die Spieße geschwungen, ihren Pferden den Zügel schießen lassen, auf einander los gerennt, die Fliehenden verfolgt oder zurücke getrieben, und durch verstellte Flucht und angewandte Kriegslist einander den Vortheil abzugewinnen gesucht, aber dabey große Mäßigung beobachtet haben *).

Nach

*) So erzählt es der Bürgerfreund 1776 pag. 244. andere aber behaupten, daß diese blinde Schlacht erst nach der Abreise von Straßburg, in der Gegend von Worms sey gehalten worden. Uebrigens

Nach diesen in Straßburg gehaltenen Feyerlichkeiten, führten Ludwig und Carl ihre geübten und muthigen Krieger abermal gegen ihren unruhigen Bruder zu Felde. Die Schlacht begann — und Lotharius wurde noch einmal aufs Haupt geschlagen.

Durch diesen doppelten Verlust mürbe gemacht, sehnte er sich nach Frieden. Man trat in Unterhandlung — und im folgenden Jahr 843 wurde endlich, nach langen Unruhen und vielem Blutvergiessen, der Friede zu **Verdun** unterzeichnet, und die große Fränkische Monarchie nun auf immer zertheilt.

Theilung des Fränkischen Reichs.

Bey dieser Theilung bewiesen die Sieger viele Klugheit und Mäßigung. Ludwig der Teutsche nahm alle Länder seines Vaters jenseits des Rheins, das ist, ganz Teutschland, und die drey

---

gens sieht man aus dieser Erzählung, wie alt bey den Franzosen das sogenannte Jeu de barre, (ein gewisses Kriegsspiel) ist, das noch heutiges Tages in allen Garnisonen von den jungen Offizieren gespielt wird.

Bisthümer Maynz, Worms und Speyer. Carl wurde König in Frankreich, und Lotharius bekam, nebst der Kaiser-Würde, das Königreich Italien und das belgische Gallien, zu welchem auch Lothringen und unser Elsaß gerechnet wurde, also einen schmalen Strich Landes, der aber einige hundert französische Meilen lang, von einem Meer bis an das andere reichte, und zwischen den Ländern seiner Brüder, Frankreich und Teutschland, in der Mitte lag. Damit mußte er jetzt wohl ruhig bleiben, oder erwarten, daß er auf allen Seiten zugleich angegriffen würde.

Nun war also **Lotharius Herr des Elsaßes.** Daß er sich auch öfters in Straßburg aufgehalten habe, beweiset der oben angeführte Brief, des Klosters St. Stephan.

Als er darauf im Jahr 855 starb, und sein Reich wieder unter seine drey Prinzen von ihm selbst vertheilt wurde, fiel unser Land an dessen zweyten Sohn **Lotharius** den Zweyten. Dieser richtete ein neues Königreich auf, das von seinem Namen das **Lotharingische** Reich genennet wurde, von welchem das ehmalige **Lothringen**, als ein **Ueberbleibsel** desselben, seinen Namen hatte.

Allein die Herrlichkeit dieses Lotharingischen Reichs, und unsere Verbindung mit demselben, dauerte nicht lange. Lotharius II starb im Jahr 869 ohne rechtmäßige Erben, und das Elsaß und Straßburg kamen, nach dem Vertrag von Procaspis, im Jahr 870 an Ludwig den Ersten, König von Teutschland.

Von dieser Zeit an blieb unsere Stadt und Land mit dem teutschen Reich vereiniget, bis das Elsaß im Jahr 1648, und die Stadt Straßburg in dem Jahr 1681 wieder an die Krone Frankreichs kam.

Unsere Verbindung mit dem teutschen Reich dauerte also 811 Jahre. Und da nach Verlauf dieser Zeit, unsere Väter sich wieder an Frankreich ergeben mußten, so gieng es ihnen, wie jenem Knaben, der von seinem Vater, noch als ein Kind, in fremde Kost und Pflege gethan wurde — von seinen Pfleg-Aeltern viele Jahr nichts als Treue, Liebe und Sorgfalt genoß: nun aber wieder in das Haus seines leiblichen Vaters zurücke kehren sollte. Irriger Weise sah er seinen Vater für einen fremden Mann, und die Personen, bey denen er so lange Liebe und

Güte genossen, für seine leiblichen Aeltern an. Höchst ungern verließ er sie, in dem Hause des Vaters sehnte er sich noch eine Weile nach ihnen, und Lebenslang schätzte er sich hoch: so Straßburgs Bürger!

Frankreichs Königen verdanken wir, unter Gott, das Daseyn unserer Stadt. Sie zogen unsere Veste aus den Ruinen hervor — Ihnen die Wiedereinführung der Christlichen Religion — die Grundlage unserer Handlung *) — unserer Freyheit, unsers Wohlstandes — die erste Erweiterung unserer Stadt, und manche andere Vortheile.

Unter Teutschlands Schutz und Pflege, dem unsere Stadt, schon in ihrem Kindheitsalter, übergeben wurde, wuchs Straßburgs

*) Durch die Freyheits-Briefe Karls des Großen, und seines Sohns Ludwigs, des Frommen, wurde unsere Handlung sehr beträchtlich. Kraft derselben durften die Unterthanen des Bischofs von Straßburg ihre Waaren in dem ganzen Fränkischen Reich hinführen, wo sie wollten, zu Wasser und zu Land, ohne die geringste Abgabe zu bezahlen.

Macht und Ruhm, auch unter den heftigen Stürmen, zu einer gefürchteten Größe. Germaniens Kaiser beehrten uns oft mit ihren Besuchen, und begabten Straßburgs Bürger mit schönen Freyheiten. Teutschland rechnete uns zu seinen eigenen Kindern, und that Vaterstreue an uns. Dafür sey Germanien gesegnet — und unsere Liebe, und unser Dank müsse sich an Teutschlands Kindern ewig thätig beweisen.

Indessen so viel wir auch Teutschland schuldig sind — und so gewiß es ist, daß wir selbst ursprünglich ein teutsches Volk, mit teutschen Sitten und teutscher Sprache sind: so sind wir doch auch **geborne Franken**; mehr noch als andere, die es erst durch blutige Siege geworden sind! Frankreich hat uns nicht erobert, sondern gezeuget. In der Wiege schon, war Straßburg eine **Gallische Stadt**! und unzählbar sind die Segnungen, welche Gott auch aus Frankreichs Schoos uns zufließen ließ. Wenn hat Straßburg je einen mehr als hundertjährigen Frieden genossen, als seit dem es wieder mit Frankreich vereiniget ist? und welches Volk der Erde kann sich einer

Freyheit rühmen, die der gleich käme, welche die Französische Constitution uns bereitet? Aber unsere unbestechliche Treue — unsere Anhänglichkeit an Frankreich — unser Gehorsam gegen die Gesetze, unser unerschütterliche Muth im Kampf gegen innere und äußere Volksfeinde, müsse beweisen, daß wir des Glücks freye Franken zu heissen, würdig sind.

Nachricht.

Bey dem Verfasser dieser Vaterländischen Geschichte ist auch zu haben: **Versuch einer leichten und faßlichen Darstellung des Laufs der Gestirne, mit zwo Kupfertafeln in Laudkartengröße. Für Jedermann, besonders für die Jugend.** 1790. 1 Liv. 10 Sols.

Ein Wort zur Beruhigung und Belehrung an unsere Landleute, wegen dem bevorstehenden Kriege. Aus der Geschichte freyer Völker, mit Anwendung auf uns. 4 Sols.

Der Franke
an die
biedern Teutschen.

Hört, Thuiskon's Heldensöhne,
Was das Volk der Franken spricht!
Sey es daß die Kriegstrompet' ertöne,
Und die Erd' von unserm Tritte dröhne,
Euch bekriegt der Franke nicht.

Nur dem Frevler, dem Verräther
Dräuet unser Kriegspanier.
Eine Horde schwarzer Missethäter,
Feige Söhne hochberühmter Väter
Suchen, und zerstäuben wir.

Lange sprachen fremde Mächte
Unserm Vaterlande Hohn.
Drum erwacht der Franke zum Gefechte;
Denn es gilt die Freyheit, und die Rechte,
Einer großen Nation!

Ha! es gilt auch Eure Rechte,
Ha! es gilt der Menschheit Glück.
Unterliegt der Franke im Gefechte;
O! so beugt die Kniee, werdet Knechte,
Völker, kehrt zum Joch zurück!

Nein! wir werden nicht erliegen:
Nein! wir sind und bleiben frey!
Keiner wird ins alte Joch sich schmiegen:
Hört es, Völker! Sterben oder Siegen,
Ist der Franken Kriegsgeschrey.

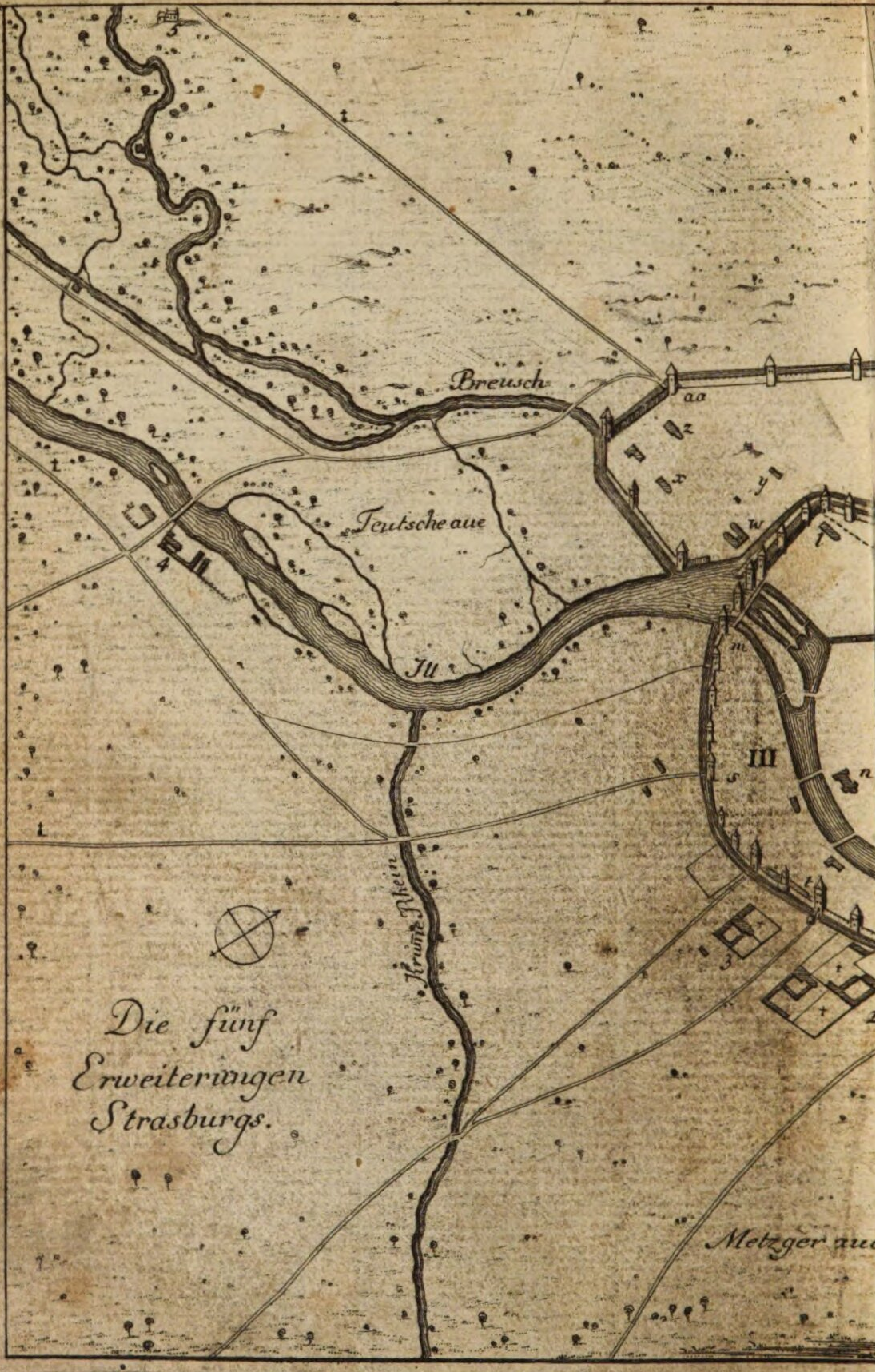
Fluch und Tod dem Erdensohne,
Der sich uns entgegen stemmt!
Stürzen soll der Fürst von seinem Throne,
Und zertreten werde dessen Krone,
Der das Glück der Menschheit hemmt.

Hör' es, Kaiser der Germanen!
Uns erschröcket kein Despot:
Deine Schmeichler, Priester, und Uhlanen
Mögen's lesen, was auf unsern Fahnen
Wehet: Freyheit oder Tod!

Aber Heil dem niedern Dache,
Wo der stille Landmann wohnt!
Unsre Heere dienen ihm zur Wache:
Nur den Feind zermalmet unsre Rache,
Der auf Gold und Marmor thront.

Reicht, als Brüder, uns die Hände,
Rächt mit uns der Menschheit Ehr!
Sprecht: Es komme der Tyrannen Ende,
Und das schönste Bild der Gottheit schände
Keine Sklavenkette mehr.

Daß ich dieses schöne Gedicht auch durch diesen Abdruck bekannter zu machen suche, wird dem würdigen Verfasser desselben, wie ich hoffe, nicht zuwider seyn.


Breusch
Teutsche aue
Ill
III
Krumme Rhein
Metzger au
Die fünf
Erweiterungen
Strasburgs.

Schiltigheim
6
7
bb
cc
IV
ee
dd
o
im Ratisch
p
q
K
I
h
II
r
b
c
g
a
A
d
f
e
8
9
Wacken
Ruprechtsaue
ff
ii
u
v
gg
hh
V
kk
ll
1
Johannis aue

Weis sc.

Zweyter Zeitraum
der
Vaterländischen Geschichte.

Straßburgs Schicksale während seiner Verbindung mit dem Teutschen Reich.

Erste Abtheilung.
Von dem Jahr 870 bis 1400.

Zweyter Zeitraum

der

Vaterländischen Geschichte.

Straßburgs Schicksale während seiner Verbindung mit dem Deutschen Reich.

Erste Abtheilung.

Von dem Jahr 870 bis 1400.

Erklärung des Plans der fünf Erweiterungen Straßburgs.

A. Erster Umfang des römischen Argentoratums. S. 68.

a. Das Münster im Grundriß.
b. Die Neue- oder Prediger-Kirche.
c. St. Lukas Kapelle (Luxhof).
d. St. Andreas (Franziskaner).
e. St. Stephans-Kloster.
f. Das neue Gemeinhaus, vormals der Bischöfliche Palast.

I. Erste Erweiterung der Stadt. Seite 113.

g. Die Pfalz, und daneben St. Martin.
h. Der alte Pfenningthurn, nebst dem Barfüsser-Kloster.
i. Die punktirte Linie zeigt den ersten Lauf des Gerber-Grabens, über den alten Weinmarkt herunter; welcher bey der zweyten Erweiterung zugeworfen wurde.
k. Der Gerbergraben wie er jetzt lauft.
l. Alt St. Peter-Kirche.
m. Wasser- oder Gefängniß-Thürne.
n. St. Thomas-Kirche.

II. Erweiterung. Seite 190.

o. Das Speyer-Thor.
p. Das Burg-Thor.
q. Jung St. Peter.
r. Juden-Thor.

III. Erweiterung. S. 191.

Von den Wasser-Thürnen herunter gegen
s. Das St. Elisabethen-Thor am Ende der Elisabethengasse.
t. Der Bürgerspital, und neben demselben das Spitalthor.

u. Das Mezger- oder Dauphine-Thor.
v. Der Gulden-Thurn.

IV. Erweiterung. Seite 279.

w. St. Johannes, heut zu Tage das Arbeitshaus.
x. St. Margarethen-Kloster.
y. St. Barbara-Kloster am Michelsbühl.
z. St. Aurelien-Kirche.
aa. Weissenthurn-Thor.
bb. Kronenburger-Thor.
cc. Steinstraßer-Thor.
dd. Allerheiligen-Kirche.
ee. Johanniter-Kloster.

V. Erweiterung. Seite 301.

ff. St. Wilhelm.
gg. St. Katharina, heut zu Tage das Waisenhaus.
hh. St. Niklaus in undis, jetzt die Beckerey für die Garnison.
ii. Das Fischer-Thor.
kk. Der Niklaus-Thurn.
ll. Der Johannis-Thurn.

Nota. Nach diesen fünf Erweiterungen hatte die Stadt Straßburg innerhalb ihren Mauern, vom Weissenthurn-Thor bis hinab zum Niklaus-Thor in der Länge 1136 französische Klafter; vom Steinstraßer- bis zum Spital-Thor, zur inwendigen Breite 783 Klafter; und im ganzen innern Umfang 3,375 Klafter.

Einige merkwürdige Plätze ausserhalb der Stadt.

1. St. Johannis-Kloster in undis.
2. St. Agnesen- und St. Markus-Kloster.
3. Carmeliter-Kloster.
4. St. Arbogasts-Kloster, heut zu Tag der grüne Berg.
5. Karthäuser-Kloster.
6. Das Hochgericht.

7. St. Helena. Ein Wartthurn. Die rothe Kirche. Jetzt ein Begräbnisplatz. Die Kirche war sonst die Pfarr-Kirche von Schiltigheim, sie ist im Jahr 1531 abgebrochen, und in das Dorf gebaut worden.

8. St. Magdalena-Kloster. Dieser Platz ist mit dem Wall bedeckt.

9. St. Clara, auf dem Wörth, ist jetzt der Mauer- und Zimmerhof.

Nota. Von der Mezgerau ist zu merken, daß sie in alten Zeiten vor dem Mezgerthor anfieng, und sich bis gegen den krummen Rhein erstreckte; da sie in unsern Tagen erst jenseits desselben anfängt.

Inhalt

der ersten Hälfte des zweyten Zeitraums der Vaterländischen Geschichte.

Einleitung.

Schilderung des Zustandes der Christlichen Welt, in den finstern Jahrhunderten 143.

Fünfter Abschnitt.

Straßburgs Geschichte vom Jahr 870 bis 1260.

	Seite
Elsaß kommt an die Herzoge von Schwaben	150.
Vom Ursprung des Lehns-Systems. Note	——
Die Ungarn verheeren das Elsaß 917	154.
Hermann von Schwaben verwüstet Straßburg	156.
Das Münster und die St. Thomas Kirche vom Blitz entzündet 1007	——

Inhalt.

	Seite
Was ist Ablaß? Note	157.
Bischof Werner legt den Grund zum Münster 1015	158.
St. Thomas und jung St. Peter Kirchen werden erbauet	159.
Die teutschen Kaiser kommen oft nach Straßburg	160.
Geschichte Kaiser Heinrich IV	161.
Und seines Sohns, Heinrich V	164.
Ruffachs Bürger verjagen den Kaiser 1124	165.
Die Investitur der Bischöffe geht verlohren	166.
Die Bischöffe werden vom Volk gewählt. Note	——
Ein Sterndeuter verbreitet Schrecken in Straßburg	168.
Wirkungen der Ziehenschen Weissagung	171.
Straßburg wird belagert 1197	173.
Die Ruprechtsau. Note	174.
Ursprung der Usburger und Pfalburger	176.
Jeder Bürger Straßburgs mußte Soldat seyn	179.
Entstehung der freyen Reichsstädte	180.
Zustand des Landvolks im 13ten Jahrhundert	182.
Merkwürdiges Dekret, Ludwig X in Frankreich	183.
Unbesonnener Trieb der Straßb. in das gelobte Land	186.
Achtzig Waldenser zu Straßburg werden verbrannt	188.
Zweyte Erweiterung Straßburgs 1201	190.
Dritte Erweiterung Straßburgs 1228	191.

Sechster Abschnitt.

Der Stadt Straßburg Krieg mit ihrem Bischof, Walther von Geroldseck 193.

Der Bischof belegt Straßburg mit dem Bann	196.
Belagert Straßburg 1260	197.
Kühne That einiger Straßburger	——
Der Stadt Bündnis mit Rudolph von Habspurg	198.
Der Krieg breitet sich weiter aus	200.
Der Bischof erobert Colmar, Kaisersberg und Mühlhausen	201.
Johannes Rösselmann rettet Colmar	202.

Inhalt.

	Seite
Rösselmann siegt und stirbt	203.
Schlacht bey Hausbergen	204.
Sieg der Straßburger	207.
Kaiser Richard bestätigt der Stadt Rechte	209.
Des Bischofs Tod bringt den Frieden.	210.
Friedens-Artickel	211.
Folgen dieses Friedens	212.
Geschichte der Dominikaner in Straßburg	213.
Johannes Tauler	217.
Erwin von Steinbach legt den Grund zum Münsterthurn 1276	218.
Vollendung des Münsterthurns 1439	220.
Desselben Beschreibung	221.
Das astronomische Uhrwerk im Münster	222.
Ob dem Künstler die Augen ausgestochen worden	225.
Münsterthurn Erwins Ehrensäule	227.
Kaiser Rudolph I. kommt nach Straßburg	—
Der Stadt Geschenke	228.
Wohlfeile Zeit. Note	—
Erdbeben in Straßburg und Basel	230.
Große Theurung	231.

Siebenter Abschnitt.

Innerliche Unruhen in Straßburg.

Streit der Handwerker mit dem Adel 1308	234.
Streit der Familien von Zorn und Mühlenheim	237.
Die neue Pfalz und der Pfenningthurn erbaut	240.
Straßburg fällt in des Pabsts Bann	241.
Ausbruch der Zornischen und Mühlenheimischen Unruhen 1332	244.
Erste Aenderung des Raths	246.
Die neuen Rathsherren wachen auf den Thürnen.	—
Gehen mit Schwerdt und Panzer aufs Rathhaus	—
Zweyte Aenderung des Regiments 1334	249.
Ursprung des Stallgeldes 1249	250.
Straßburg kommt aus des Pabsts Bann	252.

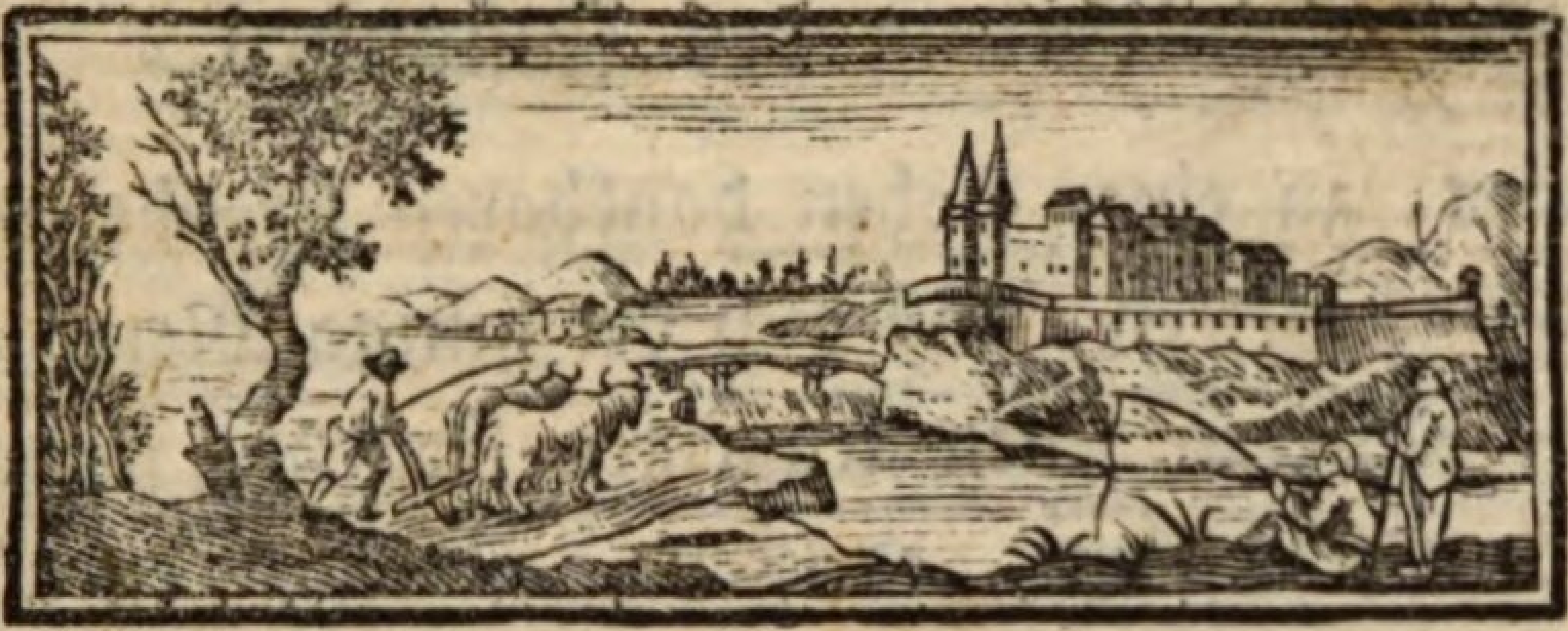
Inhalt.

Seite
Muthige Erklärung des Bürgermeisters von Basel 253.
Streit wegen der neuen Rhein-Zölle 1349 254.

Achter Abschnitt.

Vertilgung der Juden in Straßb. und die dadurch veranlaßte 3te Aenderung des Regiments.

Die große Pest 1348 256.
Verleumdung der Juden, wegen Vergiftung der Brunnen. 258.
Verbrennung der Juden in Basel 261.
Der Magistrat nimmt die Juden in Schutz 262.
Dritte Aenderung des Regiments 264.
Gefangennehmung der Juden 267.
Sie werden verbrannt 268.
Kommen wieder nach Straßburg 270.
Vierte Aenderung des Stadtregiments 1372 271.
Krieg der Stadt mit Johannes Erb 272.
Feuersbrünste in Straßburg 274.
Die Engländer plündern das Elsaß 278.
Vierte Erweiterung 1374 279.
Ursprung der Schützen-Gesellschaften. Note 281.
Streit der Geschlechter von Rebstock und Rosheim 282.
Große Seuchen 283.
Drey große Aristokraten werden aus der Stadt vertrieben. 284.
Die Rheinbrücke 286.
Krieg der Stadt, mit Bischof Friedrich von Blankenheim 288.
Verrätherey des Bischofs 290.
Stadt und Rheinbrücke bestürmt 293.
Bemerkung über der alten Straßburger Kriegs-Glück. Note 296.
Ammeister Müllers Untreue 297.
Vertrag der Stadt mit Bischof Wilhelm 299.
Der große Bürgerspital erbauet 300.
Fünfte Erweiterung Straßburgs 301.



Einleitung.

Schilderung des Zustandes der Christlichen Welt, in den finstern Jahrhunderten.

Sammle dich nun um mich her, liebenswürdige Jugend, und höre mit ruhigem Nachdenken die Fortsetzung der Geschichte deiner Vorväter!

Finster sind die Jahrhunderte in welche ich dich jetzt im Geist zurücke führen werde — und dunkel die Wege der Vorsehung, auf welchen Gott unsere Väter zum Ziele der Vollkommenheit leitete: aber lehrreich kann es für dich seyn, wenn du aus dem Lichte, das dich umgiebt, in jene finstere Zeiten hinein schauest. Zum Lobe

Gottes, zu einer frohen dankbaren Freude wird es dich erwecken, daß dich der gütige Menschenvater nicht in jenen traurigen Zeiten, sondern in dem schönsten, edelsten, glücklichsten aller Jahrhunderte ins Daseyn rief.

Damit ich dich aber in den Stand setze, die Geschichte deiner Voreltern aus dem rechten Gesichtspunkte zu betrachten, so muß ich dich zuvor mit dem Geist selbiger Zeiten in etwas bekannter machen.

Die Menschen sind sich zwar unter allen Himmelsstrichen und in allen Zeitaltern immer gleich; die nemlichen Neigungen, Leidenschaften, Fähigkeiten und Schwachheiten äußern sich an ihnen: aber ihre Art zu handeln richtet sich stets nach den Einsichten oder Vorurtheilen die sie haben, und nach der besondern Lage in welcher sie sind. Gleichwie aber jeder Mensch seinen eigenen Standpunkt, und seine eigene Denkungsart hat, so hat es auch jedes Jahrhundert.

Wenn in unserm aufgeklärten Zeitalter, sowohl in Religionssachen als in natürlichen Dingen alles geprüft, untersucht und beleuchtet, alles dem Richterstuhl der gereinigten Vernunft unterworfen wird, Aberglaube und Misbräuche

enthüllt und in den finstersten Winkeln aufgesucht werden: so kann man im Gegentheil von jenen frühern Jahrhunderten mit Wahrheit sagen: Finsternis bedeckte das Erdreich und Dunkelheit die Völker Europens! **Grobe Unwissenheit, blinder Aberglaube, rohe Sitten, Mönchswesen, Priesterzwang, Druck der Leibeigenschaft, Verachtung der königlichen Gewalt, immerwährende Privat-Kriege, Faustrecht, Mord** und **Straßenraub**, das war der Charakter jener Zeiten, deren Geschichte wir vor uns haben.

Die grobe Unwissenheit, die Mutter des Aberglaubens, war in jenen Zeiten so entsetzlich groß, daß man aus noch vorhandenen Urkunden beweisen kann, daß Personen vom höchsten Rang, selbst Könige, Fürsten und hohe Reichsbeamte weder schreiben noch lesen konnten. Manche Bischöfe und Prälaten waren nicht im Stande, die Schlüsse der Concilien, denen sie beywohnten zu unterschreiben; daher sie selbige, statt der Unterschrift ihres Namens, nur mit einem + unterzeichneten. Die gemeinen Priester, als die eigentlichen Volkslehrer, lebten selbst in einer unbegreiflichen Unwissenheit. Nun denke man sich

erst den gemeinen Mann, der ohne allen Unterricht aufgewachsen, wie ein Lastthier gedrückt und unter einer schweren Leibeigenschaft alles Gefühl von Menschenwürde verloren hatte.

Die Ursachen dieser fürchterlichen Unwissenheit in allen Theilen menschlicher Kenntnisse, vom siebenten bis ins eilfte Jahrhundert, sind mancherley; eine der vornehmsten aber war der gänzliche Mangel an Büchern, und dieser rührte zum Theil von der Seltenheit und Vertheurung der Schreibmaterialien her. Die Römer schrieben auf Pergament, oder auf das, aus dem Egyptischen Papyrus zubereitete Papier; als aber im 7ten Jahrhundert die Saracenen Egypten eroberten, konnte man den Papyrus nicht mehr bekommen, und das Pergament war zu theuer. Die Bücher waren also äußerst rar, und in einem so hohen Werth, daß z. E. die Gräfin von Anjou für ein Exemplar der **Homilien** *) **Haymons**, Bischofs zu Halberstadt, 200 Schaafe, fünf Malter Waitzen, fünf Malter Reis und eben so viel Hirse bezahlte. **Robertson, Leben Kaiser Carls Vten teutsche Uebersetzung Seite 329.**

---

*) Homilien sind kurze Reden oder Erklärungen über Stellen der heiligen Schrift.

Dabey waren die Sitten so roh, die Regierungen so unmenschlich, die ganze Verfassung von Europa so verwirrt, so Angst- und Gefahrvoll, daß das arme Volk an nichts, als an seine Selbsterhaltung denken konnte. Der verwahrloßte, niedergedrückte Menschenverstand versank also in eine solche Gefühllosigkeit und Dummheit, welche keine Feder zu beschreiben im Stande ist.

Ists Wunder, wenn in diesem finstern Zeitalter auch unsere heilige Religion, diese ewig reine Quelle der Weisheit und des Trostes, getrübt, durch Aberglauben und Ceremonien entstellt wurde, und so ihre Kraft und Würde verlor: da die heil. Bücher äußerst selten, blos in lateinischer und andern gelehrten Sprachen, in den großen Kloster-Bibliotheken versteckt, und im 12ten Jahrhundert gar zu lesen verboten wurden; die Volkslehrer selbst in der tiefsten Unwissenheit lebten, und die hohe Geistlichkeit mehr um Vermehrung ihrer Reichthümer, Macht und Ansehens, als um die Reinigkeit der Lehre besorgt war, ja, aus der tiefen Unwissenheit des Volks eben ihren grösten Vortheil zog? *)

*) Eine Stelle des St. Eloy oder heiligen Eligius, Bischofs zu Noyon, mag zum Muster dienen, wie ähnlich oder unähnlich die Lehre

Wie mächtig und weise der große Welt-Regierer unsere Väter in diesen schröcklichen Zeiten erhalten und regieret habe, daß Straßburgs Macht und Wohlstand, auch unter den heftigsten Stürmen immer höher stieg, und zu einer

---

des Christenthums im siebenten Jahrhundert der Lehre der Apostel gewesen: „Der ist ein guter Christ,„ schreibt er, der fleißig zur „Kirche kommt, und das Opfer bringt, wel„ches Gott auf dem Altar geopfert wird; — „der die Früchte seines Fleißes nicht eher „kostet, bis er Gott die Erstlinge davon „gebracht hat; — der, wenn die heiligen „Festtage heran nahen, mit seinem eigenen „Weibe einige Tage lang keusch lebet, damit „er mit reinem Gewissen zum Altar Gottes „sich nahe, — und der endlich den Glauben „und das Vater Unser bethen kann. Ret„tet also eure Seelen vom Untergange, da „ihr die Macht dazu in euren Händen habt; „opfert den Geistlichen oder Kirchendie„nern Geschenke und Zehnten; — kommt „fleißiger zur Kirche; — ruft die Heiligen um „ihren Schutz an; denn wenn ihr alle diese „Stücke beobachtet, so könnt ihr am Tage „des Gerichts vor dem gerechten Richter er„scheinen und sagen: Gieb uns, Herr! denn „wir haben Dir gegeben!„ In dieser um-

Größe heran wuchs, die uns Verwunderung einflößt; das wird aus der Geschichte selbst, welche ich jetzt nach Ordnung der Zeitfolge erzählen werde, am deutlichsten erhellen.

---

ständlichen Beschreibung eines rechtschaffenen Christen ist kein Wort von dem Wesen des Christenthums, von der Liebe zu Gott und dem Erlöser — vom Vertrauen auf Ihn — von Ergebung in seinen Willen — vom Gehorsam gegen seine Gebote — von Gerechtigkeit, Wohlthätigkeit und Menschenliebe enthalten! Der Hauptgedanke ist: Reichliches Geben an die Geistlichen. Robertson, Leben Kaiser Carls Vten teutsche Uebersetzung Seite 331.

Erster Abschnitt

der Geschichte Straßburgs, vom Jahr 870 bis 1260.

Ein halbes Jahrhundert war bereits verflossen, seitdem Elsaß und Straßburg mit dem teutschen Reich vereiniget waren, als im Jahr 911 die teutsche Linie der Nachkommen des großen Carls mit **Ludwig** dem **Kinde** erlosch.

Nun gieng in der Regierung Teutschlands eine große Veränderung vor. Die Fürsten des Reichs, welche unter den Fränkischen Königen bloße **Beamte** und **Vasallen** *) der Krone waren,

*) Lehnmänner, Lehnträger. Eine kurze Erklärung des Lehnsystems dürfte hier wohl eine Stelle verdienen. Als jene barbarische Nationen, welche im 5ten Jahrhundert Europa verheerten, sich in den eroberten Ländern niederließen, so wurden diese durchs Loos unter alle vertheilt — jeder freye Mann bekam sein gewisses Eigenthum: dem Anführer oder König fiel das gröste und beste Stück der Ländereyen zu. — Indem er also Mittel erhielt, ehemalige Dienste zu belohnen, und neue Anhänger zu gewinnen, so theilte er in dieser Absicht seine Länder Stück-

hatten sich nach und nach die schönsten königlichen Hoheitsrechte erworben und ihre Macht und Ansehn ungemein erhöhet. Jeder unter den mächtigen Fürsten Germaniens hatte nun gleiches Recht und Hoffnung zur Krone, alle wünschten sie auch, und oft beneideten sie den, der sie trug. Waren sie gleich selbst voll Eifersucht gegen einander, so vereinigten sie doch alle ihre Bemühungen dahin, die Macht des Regenten einzuschränken: und dieser suchte hinwiederum die Fürsten zu demüthigen und seine Autorität gegen sie zu behaupten. So

---

weise aus, und verband diejenige denen er sie verlieh, daß sie mit einer bestimmten Anzahl Krieger seiner Fahne folgen mußten, so oft er es verlangte; doch war keine Zeit bestimmt, wie lang er ihnen die verliehenen Güter lassen wollte; diese blieben immer ein Eigenthum des Lehnherren. Die fürnehmsten Bedienten des Königs ahmten dem Beyspiel ihres Herrn nach, und theilten auch einige Stücke Landes unter ihre Leute aus: so bildete sich Anfangs das kriegerische Lehn- oder Feudalsystem. Carl der Große begünstigte diese Einrichtung aus allen Kräften; denn dadurch suchte er die allzugroße National-Freyheit der Teutschen zu unterdrücken, und die königliche Gewalt empor zu bringen.

Und damit sich die Könige die großen Vasallen der

war das Reich mit sich selbst uneins, indem mehrere Jahrhunderte hindurch das Haupt gegen die Glieder, und diese gegen das Haupt kämpften; dazu kam noch die Tyranney der Päbste und die grenzenlose Herrschsucht der Bischöfe. Ein König oder Kaiser in Teutschland war also damals ein sehr geplagter Mensch.

Dießmal traf diese drückende Ehre **Conrad**, einen fränkischen Grafen. Unter seiner Regierung erhielten die Fürsten die sogenannten hohen Herrlichkeitsrechte, doch noch nicht die Erblichkeit ihrer Lehen und Reichsämter. Er richtete auch im J. 816 das schon längst abgegangene Herzogthum Allemanien, welches **Elsaß** und **Schwaben** in sich begriff, wieder auf, und belehnte damit **Burkart** von Schwaben.

Bis auf diese Zeit wurde das **Elsaß** im Namen der Könige von zween **Grafen** *), welche

---

Krone noch mehr verbindlich machten, so erhoben sie dieselben zu den höchsten Aemtern des Reichs. Sie bestellten sie als

*) Grafen oder Gouverneurs in den Provinzen, die Gerechtigkeit zu verwalten. Dergleichen gräfliche Aemter gab es mancherley: **Markgrafen**, welche die Grenzen vor feindlichen Einfällen scherten; — **Landgrafen**, die dem Monarchen

hernach im 12ten Jahrhundert den Titel der **Landgrafen** angenommen, verwaltet, und die Stadt Straßburg von einem **Pfalzgrafen** regiert. Diese Herren standen aber unmittelbar unter den Königen, und waren nicht wie andere Grafen den **Herzogen** *) unterworffen.

---

ein ganzes Land regieren halfen! — **Burggrafen**, die eine Burg oder Festung kommandirten; **Pfalzgrafen**, die in der Residenz des Regenten und in andern großen Pfalzstädten Gericht hielten — und endlich kamen auch noch die **Rhein- Wild-** und **Zentgrafen** auf, welche über die Zölle am Rhein, über die Waldungen und andere kaiserliche Einkünfte gesetzt waren.

*) Ueber einige Grafen führte ein **Herzog** im Namen des Königes die Oberaufsicht. Die **Herzoge** hatten das Kriegswesen zu besorgen, und waren also eigentlich Heerführer, die vor dem Heer herzogen. Allein diese Herren machten sich nach und nach unabhängig — frühe schon erschlichen oder erzwangen sie die **höchste Gerichtsbarkeit** in ihrem Bezirk — das **Münzrecht** — das Recht in ihrem eigenen Namen **Kriege zu führen** — und endlich eigneten sie sich auch die Länder, in denen sie vorher bloße Beamten waren, als ein erbliches Eigenthum zu.

Oft belehnten auch die Könige ihre Verwandten und Günstlinge mit Ländern, oder schenkten sie

Im 10ten Jahrhundert wurde Teutschland von den häufigen Einfällen der **Ungarn**, welche man insgemein, wiewohl fälschlich, die **Hunnen** nennt, ungemein hart mitgenommen. Und da keine vereinigte Macht diesen Barbaren Widerstand that,

---

ihnen gerade zu: Zölle und andere Landeseinkünfte wurden auf gleiche Weise der Krone entrissen. — Auch die Bischöfe und Prälaten, deren Gewalt durch die Schrecken der Religion allgemein gefürchtet war, rissen Länder und weltliche Hoheitsrechte an sich — und so geschahe es, daß die gröste Monarchie zersplittert und in eben so viele Theile zerschnitten wurde, als mächtige Herren darinnen waren. Der fast aller seiner Majestätsrechte beraubte König hatte nicht mehr Macht genug heilsame Gesetze zu vollstrecken; er konnte die unterdrückte Unschuld nicht schützen und die freveln Verbrecher nicht strafen. Der Adel plagte sich selbst mit unaufhörlichen Kriegen, tyrannisirte seine armen Unterthanen, und trotzte seinem Beherrscher. Der niedere Adel, die Vasallen der Fürsten machten es ihren Lehnsherren eben so, wie diese dem Monarchen; Einer war des Andern Geisel oder Peitsche, und das arme Volk war das Schlachtopfer von allen. So sahe es damals in allen Ländern Europens aus: denn die Lehnsverfassung herrschte in einem wie in dem andern, doch wurde Teutschland immer am härtesten mitgenommen.

weil die gegeneinander eifersüchtigen und mistrauischen Fürsten dieses zersplitterten Reichs nicht zusammen halten wollten, ja die Ungarn bisweilen selbst einluden, so verwüsteten diese das gute Land über 50 Jahre lang entsetzlich; sie würden es auch ohne Zweifel gar zu Grunde gerichtet und in eine Einöde verwandelt haben, wenn nicht die wachende Vorsehung noch zu rechter Zeit einige wahrhaftig große Fürsten auf Teutschlands Thron gesetzt hätte, welche durch weise Vorkehrungen und unerschütterlichen Löwenmuth dieses räuberische Volk im Zaume hielten. Im Jahr 917 drang ein ungeheurer Schwarm dieser Barbaren auch in unsere Gegenden, gieng bey **Hüningen** über den Rhein, plünderte und verbrannte die Stadt Basel, und verheerte das Elsaß auf eine Schaudererregende Weise.

Diese Verwüstung war um so viel schröcklicher, da ihnen nicht nur keine Armee entgegen gestellt wurde, sondern auch, außer Straßburg, keine einige mit Mauern umgebene Stadt in dem ganzen Lande anzutreffen war. Die festen Schlösser der Edelleute waren in diesen Fällen die einzige Zuflucht des armen Landvolks. Als aber im folgenden Jahr **Heinrich** von Sachsen, (den man mit größerm Recht den **Städte Erbauer** als den **Vogler** nennen könnte) zur Krone kam, ließ er viele Dörfer

mit Mauern umgeben, und bewog auch die Fürsten ein gleiches zu thun. In diesem Zeitpunkt sind die mehresten Städte entstanden; doch hatten sie noch kein Stadtrecht, sondern waren bloße Sicherheits-Orte.

Herrmann von Schwaben verwüstet Straßburg.

Als Otto der III im Jahr 1002 mit Tod abgieng, strebten mehrere Fürsten nach der Krone. Unter denselben war auch **Herrmann**, Herzog von Schwaben und Elsaß. Der Bischof von Straßburg aber hielt es mit **Heinrich**, Herzogen von Bayern, und dieser wurde auch erwählt: Herrmann glaubte sich beleidigt, und überfiel unsere Stadt mit Feuer und Schwerdt; plünderte und verbrannte das Münster und viele Bürgershäuser, und richtete überhaupt eine große Verwüstung an. Doch errettete uns Gott bald von diesem Wüterich; Heinrich nahm sich unser an, und nöthigte unsern Verderber, einen großen Theil des Schadens, den er Straßburg zugefüget, wieder zu ersetzen.

Das Münster und die Thomaskirche vom Blitz entzündet.

Kaum hatten sich unsere Väter von diesem Greuel der Verwüstung in etwas erholt, als im J. 1007,

auf Johannis-Tag, ein schröckliches Gewitter über unserm Horizonte *) aufzog, durch welches das, wieder im Bau gestandene Münster, die Thomas-Kirche und sehr viele Bürgers-Häuser entzündet und in die Asche gelegt worden.

Durch dieses abermalige Unglück gerührt, ließ der würdige Bischof Werner eine allgemeine Brandsteuer in dem ganzen Lande ausschreiben, und versprach vollkommenen Ablaß, **) allen, die zum Bau der abgebrannten Bürgers-Häuser und Kirchen beytragen würden. Durch dieses Mittel floßen in 8 Jahren ungeheure Summen zusammen, wodurch der Bischof in den Stand gesetzt wurde, nicht nur die Bürgers-Häuser, sondern auch das Münster aufs prächtigste wieder herzustellen.

---

*) Gesichtskreis, so weit ich an dem Ort wo ich stehe, den Himmel sehen kann.

**) Was ist Ablaß? Wenn, bald nach den Zeiten der Apostel, ein Christ ein öffentliches Aergernis anrichtete, so wurde er von der Gemeine feyerlich ausgeschlossen, bis daß man sichere Zeichen einer aufrichtigen Reue an ihm verspürte. Oft mußten solche Reuende lange vor den Thüren der Versammlungshäuser stehen, und bey der Gemeinde um ihre Aufnahme bitten. Nach dieser Zeit aber wurden den Büßenden so eine

Bischof Werner legt den Grund zu dem heutigen Münster.

Im Jahr 1015 wurde der Bau des kostbaren Münsters angefangen. Im Cronthal arbeitete man schon viele Jahre vorher an Zubereitung der Steine, und an deren Herbeyschaffung frohnete das ganze Land. Auf 24 Stunden weit kamen Fuhrleute, um Gottes willen, zu helfen an dem kostbaren Bau. Auf dem Platz gegen dem bischöflichen Pallast waren große Hütten erbauet, in welchen die Frohnleute gespeiset wurden, daher dieser Platz vermuthlich den Namen Frohnhof erhalten hat. Dreyzehn Jahre, so lang Bischof Werner noch lebte, gieng das Werk gut von statten: aber seine Nachfolger, welche

große Menge, daß man für nöthig fand, einigen anstatt der öffentlichen Kirchenbuße, eine Geldstrafe, zum Besten der Armen, aufzulegen. **Ablaß war also bey den ersten Christen: Nachlaß der offentlichen Kirchenstrafen.** Nach und nach geschahe es aber, daß man anfieng zu glauben und öffentlich zu lehren: **man könne durch Allmosen und andere gute Werke Vergebung der Sünden und Erlassung der ewigen Höllenstrafe verdienen.** Mehrere Jahrhundert

welche sich mehr um weltliche Händel bekümmerten, trieben das Werk so schläferig, daß die Kirche erst nach 260 Jahren, nemlich im Jahr 1275 fertig wurde; freylich waren auch andere große Hindernisse mit Schuld daran, daß der Bau so langsam von statten gieng.

Werner starb im Jahr 1028 zu Constantinopel, als er, nach Gewohnheit selbiger Zeit, aus Andacht eine Reise nach Jerusalem vornehmen wollte. Zwey Jahre nach seinem Tode wurde auch die neuerbaute **St. Thomaskirche** von Bischof **Wilhelm** geweihet.

Zu gleicher Zeit legte eben genannter Bischof Wilhelm den Grund zu der Kirche zum **jungen St. Peter**, und stiftete acht einträgliche Pfründen, für eben so viel Chorherren, welche sein Nachfolger, Bischof **Hetzel**, bis auf vierzehn vermehrte. Als hernach im Jahr 1053 Pabst

---

hindurch hatte jeder Bischof die Macht großen Ablaß zu ertheilen, wenn er zu irgend einem heiligen Vorhaben große Summen nöthig hatte; endlich aber zog der römische Bischof dieses Recht allein an sich, dehnte es immer weiter aus, und trieb zum Schaden der Religion mit dem Ablaß einen Kram und Handel, der ungeheure Summen Geldes nach Rom zog.

Leo IX ein geborner Elsäßer, nach Straßburg kam, weihete er diese Kirche in eigener Person und begabte sie mit besondern Freyheiten. Vor dieser Zeit stand eine kleine Kapelle, welche dem heil. Columbus geweihet war, daselbst.

Die teutschen Kaiser kamen oft nach Straßburg — und warum?

Die teutschen Kaiser hatten in diesen Zeiten keine beständige Residenz: sie zogen vielmehr mit ihrem Hofstaate im ganzen Reiche herum, und hielten in den großen Pfalzstädten Gericht und Reichstäge. Da nun Straßburg auch eine ansehnliche Pfalzstadt in den Rheingegenden war, und die Herren jedesmal stattlich bewirthete und reichlich beschenkte: so genoß sie sehr oft die Ehre ihres Besuchs; und gelangte nach und nach durch kaiserliche Begnadigungen und Freyheits-Briefe, zu ihrer völligen Unabhängigkeit.

Die Städte hatten ihren guten Grund, warum sie dem Oberhaupte des Reichs schmeichelten; und die Kaiser auch Ursache genug die Städte zu begünstigen: denn beyde waren von der täglich zunehmenden, alles verschlingenden Macht der Geistlichkeit und des Adels geplagt: aber durch Begünstigung und Befreyung der

ansehnlichsten Städte wurden jene geschwächt und die kaiserliche Macht erhielt einen merklichen Zuwachs.

Die Geschenke, welche Straßburg seinen Beherrschern jedesmal überreichte, wenn diese ihr Hoflager bey uns aufschlugen, bestanden gewöhnlich in einigen Fudern Wein, etlichen Ochsen, ein-oder zwey Hundert Viertel Habern, für 25 fl. Fische und einem goldenen Gefäß voller Goldgulden. Lauter Sachen, welche diesen Herren ungemein gute Dienste leisten konnten.

Im Jahr 1034 und 1041 hielt Conrad II Fürstentäge zu Straßburg. Im Jahr 1076 war Heinrich der IV das erstemal in unsern Mauern; der tapfere aber unglückliche Mann! welcher hernach im Jahr 1077 und mit ihm auch unsere Stadt, weil sie ihm, ihrem Eid gemäß, treu verblieb, von dem Pabst zu Rom, **Gregor** VII in den Bann gethan wurde.

Geschichte Kaiser Heinrich des IV.

Die Ursache dieses Bannes war kürzlich folgende: Die teutschen Kaiser hatten bisher immer das Recht behauptet, die erledigten Bisthümer zu besetzen; selbst die Wahl der Päbste war ohne die Einwilligung des Kaisers nicht

gültig. Dieser Pabst aber, den man gewöhnlich Hildebrand nennet, gieng damit um, nicht nur die Geistlichkeit von aller weltlichen Herrschaft los zu reissen, als zu welchem Ende er damals den Geistlichen den Ehestand verboten; sondern den Kaiser selbst und alle Obrigkeitliche Gewalt der Macht des päbstlichen Stuhls zu unterwerfen, und eine allgemeine Hierarchie, oder geistliche Oberherrschaft aufzurichten, vor welcher alle Thronen sich beugen und alle Könige als Vasallen sich schmiegen sollten.

Diesen Plan auszuführen fand der schlaue und herrschsüchtige Mann bald Gelegenheit: Heinrich, der mit einigen misvergnügten Fürsten Krieg führte, selbige überwand und einige Bischöffe gefangen bekam, wurde darauf von denselben bey dem Pabst verklagt: dieser nahm das Richteramt über den Kaiser willig an; that Heinrichen in den Bann, der von allen Kanzeln verlesen wurde; sprach seine Unterthanen von ihrem Eid und Pflicht gegen ihn los, citierte ihn, bey Verlust seiner Krone, vor seinen Richterstuhl nach Rom; und als dieser sich endlich genöthiget sahe zu erscheinen, behandelte ihn der Pabst so niederträchtig, daß er ihn drey Tage lang, im härtesten Winter, in Bußkleidern, mit bloßem Haupt und

Füßen, ohne Speise und Trank, im Hof seines Schlosses warten ließ; und erst am vierten Tage, unter den härtesten Bedingungen absolvirte.

Allein Heinrich, der auf solche Weise wieder zur Regierung kam, rächte die erlittene Schmach; setzte im Jahr 1080 diesen Pabst, mit Hülfe der Bischöffe ab; belagerte und eroberte Rom: setzte einen neuen Pabst ein; hatte aber nichtsdestoweniger sein ganzes Leben hindurch mit den Nachfolgern Hildebrands zu kämpfen. Durch ihr Anstiften empörten sich auch seine beyden Söhne wider ihn; und das Unglück verfolgte ihn dergestalt, daß er in seinem hohen Alter fast Hunger sterben mußte. Von seinem jüngern Sohn und Nachfolger Heinrich V verrathen und verfolgt, aufs neue im Bann des Pabsts — starb er endlich im Jahr 1106 nachdem er in den 46 Jahren seiner Regierung den schwersten Kampf zwischen der weltlichen und geistlichen Macht gekämpfet; in 62 Feldschlachten meistentheils den Sieg erfochten; und auch sonst ein guter, wohlthätiger Herr war. Nach seinem Tode wurde ihm von dem Pabst und dem jungen Kaiser ein ehrliches Begräbnis verweigert. Fünf Jahre lang blieb sein Körper zu Speier, in der Capelle St. Afrä, unbegraben stehen, bis ihn

endlich der Pabst Paschalis absolvirte, worauf er hernach mit großem Pracht in die Kaiserliche Gruft eingesenkt wurde.

Sein verrätherischer Sohn, Heinrich V wurde gleich im ersten Jahr seiner Regierung vom Bliz gerührt, der seinen Schild zerschmetterte, einen Theil seines Schwerdtes zerschmolz, und ihn an einer großen Zähe verwundete. Der plötzliche Schrecken weckte sein Gewissen auf, wie bey den Brüdern Josephs, daß er anfieng zu denken: **Das habe ich an meinem Vater verschuldet!**

Den Streit mit den Päbsten führte er im Anfang muthig und glücklich fort. Mit einer 30,000 Mann starken Armee bewog er den Pabst Paschalis auf die Investitur *) **der Bischöffe Verzicht zu thun.** Unter dem Genuß einer geheiligten Hostie, von welcher jeder die Hälfte aß, wurde der Bund beschworen, mit der Bedeutung: daß, **welcher unter beyden denselben brechen würde, vom Reiche Gottes**

*) Investitur heißt das Recht, die Bischöffe zu erwählen und in ihre Würde einzusetzen. Dieses Recht suchten die Päbste mit Gewalt den Kaisern zu entreissen, damit die Bischöffe niemand als dem päbstlichen Stuhl verbindlich wären.

ausgeschlossen seyn sollte. Aber Paschalis wußte sich schon zu helfen: er verordnete ein Concilium, welches den Vertrag vernichtete, den Pabst absolvirte, und den Kaiser in den Bann that. Unter dem Mantel der heiligen Religion Jesu so niederträchtig und treulos zu handeln, war die gewöhnliche Art der damaligen Päbste.

Ruffachs Bürger verjagen den Kaiser.

Heinrich V. hielt sich auch öfters in Straßburg auf. Im Jahr 1119 befreyete er die Bürger von dem Weinzehnten, den sie bisher dem Bischof geben mußten.

Im Jahr 1124 war er lange in Ruffach. Weil aber seine Leibgarde den Bürgern vielen Verdruß und Schaden verursachte, und der Kaiser ihren Klagen nicht abhelfen wollte, überfielen Männer und Weiber mit Hauen, Pickeln und Bengeln bewafnet, den Kaiser und sein Volk unversehens, und jagten sie aus der Stadt und dem Schlosse Isenburg hinaus. Aus Eilfertigkeit der Flucht hatte der Kaiser die Reichs-Kleinodien zurücke gelassen; er versprach den Ruffachern volle Verzeihung, wenn sie ihm die-

se ausliefern würden: Sie thaten es; aber dessen ohngeachtet, überfiel er sie unvermuthet, plünderte und verbrannte fast die ganze Stadt. Da man leicht vorher vermuthen konnte, daß ein Mann, der seinen eigenen Vater so schröcklich mishandelt hatte, eine solche Schmach nicht ungerochen lassen würde: so ist das Betragen der Bürger von Ruffach **zwar tapfer, aber nicht klug,** und darum auch nicht nachahmungswürdig.

Unter Heinrich V. gieng endlich auch im Jahr 1122 das schönste Recht der Regenten, für welches er und seine Väter so lange gestritten, und das seine Vorfahren 300 Jahre lang besessen hatten, *) ich meyne die Investitur der Bischöffe, verlohren. Nun hatten die Päbste was sie wollten; der geistliche Stand war von der weltlichen Macht ganz unabhängig, und sie fiengen nun an den Kaisern Gesetze vorzuschreiben, Könige ein- und abzusetzen, und ihre Länder nach Gefallen zu verschenken. Die päbstlichen Dekrete traten nun an die Stelle des göttlichen Worts: und die Säze: „Daß der Pabst nicht irren könne —„ daß alles,

---

*) Vor dieser Zeit wurden die Bischöfe 800 Jahre lang von dem Volk gewählt.

was er thue und befehle, ununtersucht, bey Verlust der Seligkeit, geglaubt, befolgt, und gebilligt werden müße — „ daß alle Könige, weit, weit unter ihm stünden, und daß er diese höchste Gewalt von Christo, deßen Statthalter er sey, empfangen habe.„ Diese Sätze, sage ich, wurden dem Volk immer als göttliche Wahrheiten vorgepredigет, welches dieselbe, bey seiner großen Unwissenheit auch als solche willig annahm: aber die französische Geistlichkeit hat den stolzen Anmaßungen der Päbste beständig widerstanden; daher ist dieses Reich bis auf unsere Zeiten in einer gewissen Unabhängigkeit von dem päbstlichen Stuhl erhalten worden. Dieses ist auch der Grund, warum in unsern Tagen die Bürgerliche Einrichtung der Geistlichkeit in Frankreich, leichter als in keinem andern Staate konnte zu Stande gebracht werden.

Indeßen so groß auch das Elend und der Jammer war, welchen die Herrschsucht der Geistlichkeit in der christlichen Welt anrichtete; so mußte sie doch, unter Gottes Leitung, auch wieder zu etwas Gutem Gelegenheit geben. Die Fesseln, welche die geistliche Macht der Christenheit anlegte, machten sie auf einer andern Seite frey; und die schröckliche Unwissenheit und

Dummheit, welche jene zu verbreiten suchte, mußte die Wissenschaften und Künste befördern helfen. Die Kaiser fiengen nemlich an, die großen Städte auf ihre Seite zu ziehen, und sie durch Kaiserliche Privilegien der Gewalt der Bischöffe zu entreissen; wodurch nicht nur viele tausend Menschen von der Leibeigenschaft befreyet, sondern auch Wissenschaften, Handlung, Künste und Handwerker ungemein begünstiget wurden. Schon im Jahr 1129 befreyete Kaiser **Lothar** die Bürger Straßburgs von aller **fremden Gerichtsbarkeit**, und gab ihnen das Recht, in bürgerlichen und peinlichen Fällen die Gerechtigkeit zu handhaben. Da aber bey dem Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts (pag. 174.) diese Materie ausführlicher erzählt werden soll, so ist hier nicht nöthig, noch mehr beizusetzen.

Ein Astrolog verbreitet Schrecken.

Das Jahr 1186, welches an und für sich ein fruchtbares, Segenvolles Jahr gewesen wäre, wurde durch eine lügenhafte Prophezeyhung in ein Jahr des Schreckens und der Angst verwandelt. Ein **Astrolog**, *) mit Namen **Johann**

*) Ein Sterndeuter, der aus dem Lauf der Gestirne die Schicksale der Menschen bestimmen will.

von Toleto, behauptete mit einer Mine, welche Gewißheit verkündigte: daß auf Michaelis selbigen Jahrs, ein schröcklicher Sturmwind mit Erderschütterungen kommen würde, der alle Gebäude einstürzen, alle Bäume entwurzeln und eine greuliche Verwüstung anrichten würde. Der Grund worauf er seine Aussage gründete, war, wie gewöhnlich, der Stand der Sterne, weil alle Planeten in einem Hause des Himmels zusammen kämen. Lichthelle, Heilbringende Wahrheiten werden nie so allgemein angenommen, so Zweiffellos geglaubt, als der unwissende Hause jedesmal dergleichen Unglück-verkündigende Träumereyen aufnimmt. Niemand zweifelte an der gewissen Erfüllung dieser Weissagung. Der Bischof und andere vornehme Herren flohen auf hundert Meilen weit aus dem Lande, das gemeine Volk lief aus der Stadt auf das freye Feld, damit sie nicht unter dem Schutt ihrer Häuser begraben würden; hier gruben sie sich Wohnungen in die Erde, und richteten sich

---

So haben wir eine Astrologische Straßburger Chronick von Andreas Goldmeyer, vom Jahr 1636. in welcher alle Begebenheiten unserer Stadt aus dem Stand der Gestirne erkläret werden. Welch ein Unsinn!

mit Haußrath und Bettwerk dergestalt ein, als ob sie beständig daselbst zu wohnen gedächten. Und da die Vorherverkündigung dieser Schreckenvollen Prophezeyhung sieben Jahre zuvor ausgebreitet wurde, so ist der Schade, den das gemeine Wesen dabey litte, gar nicht zu berechnen. Gewerb und Handwerker standen stille, aller Muth, Freude und Hoffnung war dahin, selig pries man die Todten, weil sie dem gefürchteten Jammer entrunnen wären, und den Lebenden war das Leben eine Last. Mit zittern und beben erwarteten sie den schröcklichen Tag — und nun — nun brach er an: aber siehe! es war angenehmes Wetter, mit lieblichem Sonnenschein! Aber — es könnte noch kommen! dachten viele dieser armen, abergläubigen, sich selbst quälenden Menschen! sie blieben daher in ihren düstern Hölen, bis sie Kälte und Hunger wieder in die Stadt trieb. Da fanden nun die Betrogenen ihre Häuser in einem bessern Zustande als sie selbst waren. Der Prophet des Unglücks hatte sich aber unterdeßen aus dem Staube gemacht.

Daß der weit größere Theil des Volks in unsern Tagen noch eben so geneigt sey, dergleichen Träumereyen Glauben beyzumessen, noch

eben so aberglaubig und furchtsam, als unsere Våter vor sechs hundert Jahren gewesen sind, und folglich noch eben so unaufgeklårt, als jene es waren; das haben wir bey Gelegenheit der Ziehenschen Weissagung, leider, zur Genůge gesehen. Dieser sonst gute und gelehrte Mann glaubte vest ůberzeugt zu seyn, daß auf Ostern 1786 ein fůrchterliches Erdbeben alle Lånder am Rhein, vom St. Gotthardsberg bis ans teutsche Meer verheeren, und ůber 7000 Stådte und Dőrfer in Schutt und Graus verwandeln wůrde. Seine Grůnde nahm er, wie gewőhnlich aus dem Stand der Gestirne. Er sandte seine hierůber verfertigte Schrift an die Hannőverischen und Braunschweigischen Landes-Collegien, an Fůrsten und Gelehrte; aber niemand erkannte sie des Drucks wůrdig. Nach seinem Tode machte sie ein Unbekannter, vielleicht gewinnsůchtiger Mensch bekannt. Und mit welcher Begierde haschte man darnach? man holte sie håufig jenseits der Rheinbrůcke herůber, riß sie einander aus den Hånden, und Bedeutungsvoll redete man davon. Wåren damals unsere Gelehrten geflohen, wie zur Zeit unserer Våter — håtten sie nicht vielmehr durch grůndliche Gegenbeweise das Volk zu beruhigen gesucht — und

manche Prediger belehrende und tröstende Kanzelreden über diesen Gegenstand gehalten, was wäre aus uns geworden? Mein Gott, welche Angst, welche Furcht und bange Erwartung erfüllte die Gemüther vieler Tausenden! Man frage die Aerzte und Beichtväter, was für unerwartete, unglaublich scheinende Aeußerungen von Furcht und Zaghaftigkeit an vielen Personen wahrgenommen worden! Verschiedene wurden dadurch ganz eigentlich krank, mehrere niedergeschlagen und schwermüthig, und eine Frau welche von ihrer, in der Schweitz verheuratheten Tochter dieserwegen einen Abschieds-Brief bekam, starb aus Furcht und Erwartung der Dinge die da kommen sollten, und doch nicht kamen!

Und die leidige Quelle dieser Erscheinung — ist sie eine andere als Mangel des Vertrauens auf Gott, und **Unwissenheit** in **natürlichen Dingen**? Diese letztere ist ja leider, so groß, daß selbst Personen, denen man eine bessere Kenntniß zugetraut hätte, nicht einmal wissen, wie Tag und Nacht, Sommer und Winter entstehe? oder aus welchen Ursachen das Ab- und zunehmen des Monds — die Sonnen oder Monds-Finsternissen herkommen? welches doch täglich vorkommende Dinge, und so leicht zu verstehen

sind, daß ein zehnjähriger Knabe einen solchen sinnlichen Unterricht fassen kann. *) Aber die Kenntnis der schönen Natur, welche eigentlich den ersten Grund zu der beseligenden Erkenntnis Gottes legen sollte, ist bisher bey dem Volks-Unterricht sündlich vernachläßiget worden; in jeder Dorfschule sollte sie ein Hauptstück des Unterrichts ausmachen, und man hat selbige immer als eine Sache angesehn, die bloß für die Gelehrten gehöre. Jedoch dieses schädliche Vorurtheil fängt schon an allmählig zu verschwinden, und die Zeit ist nahe, in welcher wir uns eines zweckmäßigern Unterrichts der Jugend werden erfreuen können.

Straßburg wird belagert.

Als in dem Jahr 1197 Philipp, Herzog in Schwaben und Elsaß zum Kaiser erwählet wur-

---

*) Dieses behaupte ich aus Erfahrung. Der Versuch einer leichten und faßlichen Darstellung des Laufs der Gestirne mit zwo Kupfertafeln, welche ich voriges Jahr dem Publikum mitgetheilt habe (und immerfort bei mir zu haben ist) wird jeden, der für sich, oder zur Unterweisung der Jugend, davon Gebrauch machen will, überzeugen, es sey leicht, eine nothdürftige Kenntnis des Laufs der Gestirne zu bekommen.

de, und der Pabst mit dieser Wahl nicht zufrieden war; so that er Philippum und alle die ihn als einen rechtmäßigen Kaiser erkennen würden, in den Bann. Er selbst schlug **Berthold von Zähringen** zum Kaiser vor: und als Philipp diesen mit einer Summe Geldes zufrieden stellte, so hetzte der Pabst einige misvergnügte Fürsten, insonderheit den Erzbischof von Köln wider ihn auf; welcher **Otto IV.** zum Kaiser krönte. Allein Philipp gewann die meisten Stände mi Geld, welches er, um Menschenblut zu schonen, reichlich austheilte. Aber unsere Vaterstadt wollte ihm gleichwohl, aus Furcht vor dem päbstlichen Bann, nicht huldigen; und weil auch der Bischof von Straßburg Philippen zuwider war, so kam dieser mit einer Armee ins Elsaß, verwüstete des Bischofs Land, und belagerte Straßburg sechs Wochen lang. Während dieser Zeit wurde alles, was außer unsern Mauern ist, und insonderheit die **Ruprechtsau**,*) jämmerlich verheeret.

---

*) Die Ruprechtsau, welche heut zu Tag ein weitschichtiges großes Dorf, von 1,700 Seelen ist, dessen Einwohner Bürger zu Straßburg sind, war damals ein adeliches Landgut, auf welchem Viehzucht getrieben wurde. Die ganze Insel, zwischen

ret. Endlich eröffnete man ihm die Thore; und der Bischof sowohl als die Stadt erkannten ihn für ihren rechtmäßigen Herrn, und huldigten ihm.

Gleichwie sich die Stadt Straßburg überhaupt den Ruhm erworben, daß sie jedesmal dem Oberhaupt des Reichs mit unbestechlicher Treue

---

dem Rhein und der Ill gehörte Ruprecht Bock, von welchem sie auch den Namen Ruprechts-Aue erhalten hat. Dieser Herr hatte mit seiner Gemahlin Duhildis zwanzig Kinder erzeugt, deren Stammbaum bis auf das Jahr 1717 fortgesetzt worden ist. Bey großen Wassern ist diese Insel auch starken Ueberschwemmungen ausgesetzt; in den Jahren 1421 — 1424 — 1480 und 1565 sind dieselben insonderheit so groß gewesen, daß nur noch die Gipfel der Bäume und die Dachstüle der Häuser, mit geflüchteten Menschen und Thieren angefüllt, aus dem Wasser hervorragten. Von Seiten der Stadt führte man diesen Unglücklichen auf großen Schiffen Lebensmittel zu. Daß in diesen Wassersnöthen viele Menschen und vieles Vieh zu Grunde gegangen sind, ist leicht zu erachten. In dem Krieg, welchen die Stadt mit Bischof Friedrich von Blankenheim führte, ist die Ruprechtsau im Jahr 1392 von den Bischöflichen verbrannt worden.

Die in der Ruprechtsau nach der Schnur gesetzten Bäume sind im Jahr 1692 gepflanzet worden. Silbermanns Straßburgische Localgesch. S. 148.

ergeben war; so trat sie auch jetzt ihrem Eid gemäß, muthig auf Philipps Seite, und stand ihm gegen seine Feinde aus allen Kräften bey. Acht Jahre hernach, nemlich im Jahr 1205 befreyete Kaiser Philipp aus Erkenntlichkeit, die Güter der Straßburger Bürger von allen Steuren, Gülten und Zehnten, und gab ihnen das Recht, auch Auswärtige und Fremde als Bürger anzunehmen. Dieses große Vorrecht, welches mit dem einer eigenen Gerichtsbarkeit, unserer Vaterstadt eine vollkommene Freiheit zusicherte, wurde ihr hernach von vielen Kaisern und Päbsten bestätigt und erweitert.

Ursprung der Usburger und Pfalburger.

Nun stieg Straßburgs Reichthum und Ruhm mit jedem Tage. Alles, was auf dem Lande dem Druck der Leibeigenschaft entrinnen konnte, das flohe in die Stadt. Auch Leibeigene, wenn sie in die Stadt kamen, und ein Jahr lang nicht zurücke gefordert wurden, erklärte man für freye Leute, und nahm sie zu Bürgern an: wenn aber ihre Herren vor Verfluß dieser Zeit sie wieder begehrten, und ihr Eigenthum beweisen konnten, so mußte man sie denselben überlassen.

Die freyen Gutsbesitzer oder freye Bauren auf dem Lande, welche bey aller Freiheit von dem Schutzherrn, in dessen Gebiet ihre Güter lagen,

oft sehr hart gedrückt wurden, zogen ebenfalls in die Stadt, nahmen das Bürgerrecht an, hielten ihren eigenen Feuerheerd daselbst; bauten und besserten aber wie vorher ihre eigenen Güter, ohne dem Herrn, in dessen Gebiet sie gehörten, das geringste davon zu entrichten. Solche hieß man **Pfal**=oder **Pflug=Bürger**. Von solchen **Pflug=Bürgern** stammt wahrscheinlich bey uns die zahlreiche **Gartnerzunft** her.

Wenn aber ein solcher freyer Bauer in dem Amt, wo seine Güter lagen, wohnen blieb, und das Straßburgische Bürgerrecht kaufte, so konnte er gleichwohl alle Vortheile der herrschaftlichen Einwohner seines Gerichts, als Weide, Almend, Wald und Wasser geniessen, ohne irgend eine Last tragen zu dürfen. Solche hieß man alsdenn **Usburger** (auf gut teutsch: **auswärtige Bürger**.)

Das war nun freylich eine offenbare Ungerechtigkeit, gegen welche die herrschaftlichen Unterthanen beständige und gerechte Klagen führten: aber so sind alle Privilegien: sie geben dem einen etwas, wovon der andere, der mit diesem gleiches Recht hat, unbilliger Weise ausgeschlossen ist. Danket Gott, ihr redlichen Franken, und ihr, in lauter Privilegien verstrickt gewesene

Elsäßer — dankt ihm noch mehr als andere, daß er dieses Heer von schreyenden Ungerechtigkeiten, durch unsere weisen Stellvertreter gänzlich vertilget hat!

Dergleichen **Usburger** hatte die Stadt Straßburg unglaublich viel. In dem ganzen Elsaß, Sundgau, Breisgau und andern benachbarten Herrschaften saßen Straßburgische Bürger. Nur aus dem Gericht zu **Appenweiler**, **Oberkirch**, und **Oppenau** wurden auf eine Zeit 70 der reichsten Landsaßen zu **Usburgern** angenommen; zu **Griesheim** waren 15, in **Rieth** 42, zu **Berstett** 9, **Pfulgriesheim** 10, zu **Haußbergen** 15, zu **Uttenheim** 12, und so allenthalben. Sie mußten schwören der Stadt Verordnungen zu halten, ihr Bestes zu befördern, und ihren Schaden abzuwenden: ihren Anschlag auf der Herren Stall zu entrichten, und zur allgemeinen Vertheidigung die Waffen zu führen: dafür genoßen sie den mächtigen Schutz der Stadt und alle ihre Gerechtsame.

Unter diesen Usburgern waren auch ungemein viele vom Adel. Fürsten und Grafen, Prälaten und Abtissinen unterwarfen sich den Verordnungen des Stadtraths, dienten der Stadt im Krieg und Frieden mit ihren Schlössern, Gütern und Knechten. Diese hieß man **Glefenburger**.

Jeder Bürger der Stadt Straßburg mußte Soldat seyn; jeder mußte sich im ersten Monat seinen Schild, Helm und Harnisch, Schwerdt und Armbrust anschaffen, und alle Augenblick bereit seyn, in Schlachten und Belagerungen für das Vaterland zu streiten. Die Handwerker dienten zu Fuß und waren in Zünfte vertheilt, deren jede ihr Fähnlein hatte. Der Adel stritt zu Pferde mit **Glefen** oder Lanzen, daher kam auch obige Benennung; wiewohl sie auch noch andere Waffen dabey führten; denn ein **Glefe** bestand gewöhnlich aus vier Pferden, für den Herrn, zween Knechte und einen Knaben; alle mit Harnisch und Waffen ausgerüstet.

Fünf und zwanzig Glefen machten also einen Troß von 100 Reitern aus. Eine Einrichtung wie man sie noch heut zu Tage an dem Polnischen und Ungarischen Adel sehen kann! Als hernach die Stadt mit denen vom Adel selbst in Streit und Feindseligkeiten verwickelt wurde, machte sie ihre Bürger beritten, und die Handwerker mußten nach ihren Zünften den Dienst der **Glefener** oder **Soldner** versehen.

Aber nicht nur Straßburg, sondern auch viele andere — ja die allermehresten Städte gelangten in diesem glücklichen Zeitraum zu ihrer Reichs-

freiheit. Den ersten Anlaß dazu gaben die Italienischen Städte. Diese hatten bey Gelegenheit der sogenannten heiligen Kriege, da auf Veranstaltung der Päbste ungeheure Armeen aus Europa in Asien zogen, und 200 Jahre lang das gelobte Land bestürmten, die Handlung und Schiffahrt kennen gelernt. Sie versorgten diese Armeen mit Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen; dadurch gewannen sie große Reichthümer. Sie suchten sich also von ihrem bisherigen Oberherrn mit Geld oder mit Gewalt loszuwinden; führten ein freyes Municipal-Regiment ein; legten sich auf Handlung und Gewerbe, und ihr Wohlstand nahm täglich zu. Dieses Beyspiel reizte die Städte Frankreichs uud Teutschlands auch nach Freiheit zu ringen, und der Freiheits-Durst wurde allgemein!

Die von den herrschsüchtigen Bischöffen und dem trotzigen Adel geschwächten Kaiser ergriffen mit Freuden eine Gelegenheit, durch welche sie nicht nur große Geldsummen erheben, sondern auch ihr Ansehen wieder herzustellen hoffen konnten. Selbst der, durch Kriege und Schwelgerei arm gewordene Adel war froh, eine augenblickliche Geldhülfe durch Ausfertigung solcher Freiheits-Briefe zu erhalten. Nun verschwanden in den frey gewordenen Städten alle Zeichen der

Leibeigenschaft. Die Bürger theilten sich in Zünfte, und führten das sanfte, brüderliche Municipal-Regiment ein; wählten ihre Obern und Verwalter selbst, und nur auf wenige Jahre; legten sich auf Handwerker und Künste, und zur Vertheidigung ihrer Freiheit standen alle für einen Mann.

Diese neue Einrichtung war ein großer Segen für ganz Europa, und trug das meiste zu seiner jezigen glücklichen Verfassung bey. Die Städte waren im Krieg und im Frieden die sicherste Zuflucht der seufzenden Menschheit — und das Grab der Tyrannei; sie waren die Pflanzschule der Handwerker, der Künste, der Handlung der Wissenschaften! Mit Staunen und Entzücken sah man nun an den freyen Städtebewohnern neues Leben und rastlose Thätigkeit. Ihr glücklicher Einfluß wurde auch bald gefühlt, und ihre Macht und erworbenen Schätze verschaften ihnen bald ein großes Gewicht in der politischen Waagschale Europens.

Schon im ersten Jahrhundert ihrer Entstehung im J. 1253 schlossen bey siebenzig freye Reichsstädte, unter denen Straßburg eine der vornehmsten war, den Rheinischen Bund; um bey dem damaligen großen Zwischenreich, in welchem

man keinen Kaiser nach Gebühr verehrete, den Adel im Zaum zu halten und den verderblichen Privatkriegen und öffentlichen Räubereyen zu steuren.

So groß aber die Freiheit, die Sicherheit und der Wohlstand der glücklichen Städtebewohner schon im 13ten Jahrhundert seyn mochte: so schwer, drückend, und armselig war hingegen der Zustand des armen Landvolks in diesen Zeiten. Gröstentheils an das Joch einer schweren Knechtschaft gebunden, kamen sie, mit dem Grund den sie bauten, durch Kauf, Tausch oder Erbe von einem Unterdrücker an den andern. Aller menschlichen Rechte beraubt, nicht einmal durch Gesetze geschützt, waren sie ganz der Willkühr jener unbarmherzigen Zwingherren überlassen, deren zerstörte Felsen-Nester wir noch überall auf unsern Bergen erblicken. Bis in das fünfzehnte Jahrhundert hinauf wurde ihr elender Zustand nur wenig gemildert, und nur hie und da gelang es einigen, das kostbarste Vorrecht des Menschen, die edle Freiheit, als eine Beute davon zu tragen. Und wie groß gleichwohl auch bey ihnen der Durst nach Freiheit war, siehet man aus den öftern Empörungen, welche fast in allen Provinzen Teutschlands von Zeit

zu Zeit ausgebrochen, und unter dem Namen der Bauern-Kriege bekannt sind.

Frankreich, das hochgesinnte Frankreich zerbrach am ersten die entehrenden Fesseln der Leibeigenschaft in seinen glücklichen Staaten: gleichwie es auch in unsern Tagen der Welt das erste Beyspiel einer erhabenen, gesetzmäßigen, und auf die angebornen Rechte des Menschen gegründeten Bürger-Freiheit vor Augen stellt. **Ludwig X** und nach ihm sein Bruder, **Philipp V** *) gaben um das Jahr 1315 und 1318 Dekrete heraus, in welchen sie sagten: „Weil „alle Menschen von Natur frey geboren „wären, und ihr Königreich, das Reich „der Franken hieße; so beschlößen sie, das„selbe sollte es auch in der That, so wie „dem Namen nach seyn: und in dieser „Hinsicht verordneten sie, daß alle Leib„eigene in ihrem ganzen Reich, unter bil„ligen Bedingungen sollten frey gelassen „werden.„ Dieses Dekret wurde auch auf den königlichen Krongütern alsobald vollzogen.

Anfangs schrien die großen Gutsbesitzer gewaltig gegen diese heilsamen Verordnungen, und

*) Siehe: Robertson Leb. K. Carls V. I Thl. Seite 62 und 375 Iselins Histor. Lexicon, unter diesen Namen.

sahen es als eine gefährliche Neuerung an: endlich aber siegte doch das Beyspiel des Königs über Interesse und Leidenschaft, und die Loßlassung der Leibeigenen wurde in Frankreich am ersten allgemein. Man fieng an, die Befreyung seiner Mitmenschen und Miterlößten als eine gottgefällige verdienstliche Handlung zu betrachten. Bey Feyerlichkeiten oder zur Bezeugung seiner Freude und Dankbarkeit nach einer glücklichen Geburt, oder überstandener Krankheit, am meisten aber auf dem Sterbebette, um desto eher bey Gott Gnade zu finden, schenkte man einigen Leibeigenen die Freyheit. Doch wurden nur ihre Personen, nicht aber ihre Güter frey; sie mußten ihren ehemaligen Herren doch noch Gült und Zehenden geben, und gewisse Arbeiten für sie verrichten; welche Ueberbleibsel der ehemaligen Sclaverey in den meisten Ländern noch fort dauren, und in dem gesegneten Frankreich erst jezt durch unsere weisen und gerechten Gesetzgeber abgeschaft worden sind.

In jenen Zeiten der allgemeinen Unterdrückung waren auch selbst die **freyen Bauern** die ihre eigenen, und oft sehr ansehnliche Güter hatten, in einer unglücklichen Lage; ernähren konnten sie sich, aber nicht beschützen; sie waren folglich Jedermanns Raub. Aus Verzweiflung

übergaben manche ihre Güter und ihre Freyheit an einen mächtigen Herrn, und nahmen hernach die Erstern wieder als Lehen von ihm an; damit sie sich nur seines Schutzes versichern konnten. Und weil der Schutz den die Geistlichkeit, kraft des so gefürchteten Banns, ihren Vasallen angedeihen ließ, immer der sicherste war, so brachten dergleichen freye Leute dieses große Opfer der Freyheit am liebsten irgend einer Kirche oder Kloster; und zwar um so viel mehr, da man auch glaubte, was man den Geistlichen gäbe, das gebe man Gott; dieses den Mönchen so einträgliche Vorurtheil zu unterhalten, wandten sie alle Kunst der Beredsamkeit an. Die Leibeigene und Unterthanen der Klöster trugen eben deswegen auch den blendenden Namen: **Gotteshaus-Männer.** Man rechnete es sich zur Ehre, und suchte ein großes Verdienst darinnen, ein Leibeigener der Kirche zu seyn. Daß dadurch unermeßliche Reichthümer und die schönsten liegenden Gründe der Geistlichkeit zufielen, siehet man ohne mein Erinnern: aber wie undenklich groß muß die Noth, wie schwer und angstvoll das Leben gewesen seyn, wenn freygeborne Menschen freywillig den Stand einer schweren Dienstbarkeit für sich und ihre Nachkommen der Freyheit und dem Eigenthum vorziehen konnten! Und wie

sehr verdient der jetzige glückliche Zustand der Landleute in Frankreich geschätzt und von ihnen erkannt zu werden! wie sehr ist es ihre Pflicht, sich der erlangten vollkommenen Freyheit würdig zu beweisen.

Unbesonnener Trieb vieler Straßburger in das gelobte Land.

Was übel verstandener Religions-Eifer für greuliche Folgen nach sich ziehe, mögen folgende Geschichten, welche sich beyde in einem Jahr in unserer Vaterstadt zugetragen haben, beweisen. Nachdeme zu Ende des zwölften Jahrhunderts Jerusalem und das ganze Land Canaan, (Palästina) welches die Christen beynahe hundert Jahre lang besessen hatten, wieder meistens verlohren gieng, entstand im Jahr 1212 ein ausserordentlicher Zusammenlauf von Männern, Weibern, Jungfrauen und Kindern, bey einem in dieser Absicht aufgerichteten Kreuze: sie wollten in das heilige Land ziehen, und Jerusalem wieder erobern helfen. Obgleich die Obrigkeit sowohl als die Geistlichen sich alle Mühe gaben, diesen thörichten Hauffen auf bessere Gedanken zu bringen; indem sie ihnen die weite Entfernung, die Gefahren der Reise, die Unmöglichkeit ihren Zweck zu erreichen vorhielten, da sie hiezu keinen Beruf, kein Oberhaupt und auch keine hinläng-

lichen Mittel in Händen hätten; so half doch alles nichts, das Volk gab vielmehr trotzig zur Antwort: „Die Pfaffen wären geizig, und „forderten immer Geld zu dem heiligen Kriege, „gleichwohl würde nichts ausgericht: es wäre „besser, man gebe das Geld diesen Leuten, die „bereit seyen um die Ausbreitung des Christlichen „Glaubens ihr Blut zu vergiessen.„ Sechzehnhundert Menschen, von allerhand Geschlecht, Stand und Alter zogen nur aus Straßburg und den umliegenden Dörfern, unter Vortragung des Kreutzes und mit Gesang unaufhaltsam nach Italien. Unterwegs vermehrte sich dieser unbesonnene Hauffe, wie ein rollender Schneeballe, bis auf 20,000 Seelen. Als sie aber nach **Ankona**, einer päbstlichen Stadt am Adriatischen Meere kamen, und das große Wasser und die schäumenden Wellen vor sich sahen, vergieng vielen die Hitze. Nun wurden sie uneins; einige wollten die Reise fortgesetzt wissen, andere sehnten sich wieder nach Hause; alle aber hatten weder Geld noch Lebensmittel. Unter diesen Umständen wurden viele von den Italienern gefangen, geplündert und in fremde Länder verkauft; die Jungfrauen, welche Gott nicht in ihrem Vaterlande, sondern in Jerusalem dienen

wollten, wurden misbraucht, und der übrige Rest kam in elender Gestalt, zum großen Spott und Hohngelächter der Zurückgebliebenen, wieder nach Straßburg. Ihr Beyspiel predigt uns laut die große Lehre Davids: **Bleibe im Lande und nähre dich redlich!**

Die andere Begebenheit welche uns die Geschichte von diesem Jahrgang aufbewahrt hat, ist so beschaffen, daß ich sie lieber mit Stillschweigen übergehen, als durch neue Erzählung verewigen möchte: aber alle unsere Geschichtbücher erzählen sie, und wenige oder keines stellt sie uns aus dem rechten Gesichtspunkt vor die Augen. Achtzig Personen von verschiedenem Geschlecht, Stand und Alter, die niemand beleidiget, ruhige Bürger waren, und ein untadelhaftes Leben führten, wurden auf einen Tag, in der, von ihnen sogenannten **Ketzergruben**, hinter St. Gallen verbrannt. Ihr Tod, dem sie mit Christlicher Standhaftigkeit, unter Absingung geistreicher Psalmen und wechselseitigen Ermahnungen entgegen giengen, war ein Sieg der unterdrückten Wahrheit, welche sich hernach nur noch weiter ausbreitete. Das große Verbrechen dieser Märtyrer bestand darinnen, daß sie anders dachten als der große Hauffe ihrer

Mitchristen. Es waren Waldenser, deren Lehre mit dem Helvetischen *) Glaubensbekenntnis fast in allem übereinkommt. Ein gewisser Petrus Waldus, ein Kaufmann in Lyon, der am ersten die Bibel in die Französische Sprache übersetzen ließ, und sie hernach jedermann abzuschreiben gab, war der Stifter dieser damals schon so sehr ausgebreiteten Sekte.

Den Päbsten waren diese Leute von je her ein Dorn in den Augen, weil sie lehrten, was doch meistens jezt die ganze Katholische Kirche selbst glaubt: daß der Pabst fehlen könne wie andere Menschen, und daß ihm keine weltliche Macht und Oberherrschaft über Könige und Kaiser gebühre, daß der Römische Hof, und die Römische Kirche sehr verdorben seye. Derowegen verfolgten sie die Waldenser, so sehr sie konnten, mit Feuer und Schwerdt. Pabst Alexander III stellte ihrentwegen mehrere Kirchenversammlungen an. In Toulouse, und bald hernach durch ganz Frankreich und Italien wurde zu ihrer Vertilgung das fürchterliche Inquisitions-Gericht eingeführt, welches zur Ehre der Menschheit in unsern Tagen allenthalben, (nur in Spanien und Portugall nicht) abgeschaft worden ist. Im Jahr 1208 fieng man an einen

*) Der Reformirten Kirche.

verdienstlichen Kreuzzug gegen sie zu predigen, wobey allen ihren Verfolgern vollkommener Ablaß versprochen wurde. Siebenzig tausend Waldenser versiegelten damals ihre Lehre mit ihrem Blut; dieses diente aber nur dazu, daß sie sich hernach, obgleich unter mancherley Namen, in England, Holland, Polen, Böhmen, Teutschland, Schweiz und Savoyen ausbreitete. In den Thälern von **Piemont** ist die Lehre und der Name der Waldenser seitdem immer erhalten und fortgepflanzt worden. Dort leben sie bis auf diesen Tag in zahlreichen Gemeinden beysammen; haben ihre eigenen Lehrer in Kirchen und Schulen, treiben Viehzucht und Feldbau, und sind gute ehrliche Leute. Ihre Kirchenzucht und Ordnung soll, nach dem Zeugnis vieler Reisenden, ungemein erbaulich und den ersten Christlichen Gemeinden ähnlich seyn. Auch da sind sie schon sehr oft, und erst im J. 1653 und 54 schröcklich verfolgt, und viele tausend jämmerlich hingerichtet worden. Welches in **Johannes Legers** allgemeiner Geschichte der Waldenser, zu Breßl. 1750 gedrukt, weitläuftig zu lesen ist.

Zweyte Erweiterung Straßburgs.

Im Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts, bald nach der Belagerung Kaiser Philipps, als

die

die Stadt sahe, was für große Vortheile die Häuser in den Vorstädten dem Feind verschafften, fieng man an auch diese in die Ringmauern einzuschliessen. Dadurch entstand **die zweyte Erweiterung der Stadt Straßburg.** Der Bau wurde im Jahr 1201 bei dem Einfluß des Wassers in die Stadt angefangen, und dem Wasser nach, bey dem alten St. Peter herunter, gegen dem jungen St. Peter und dem Judenthor geführet. Durch diese Ummauerung kamen der alte Weinmarkt, jung St. Peter und der Roßmarkt in die Stadt. Drey Thore wurden von dieser Seite neu erbaut und jedes mit zwey Thürnen versehen; das **Speierthor**, von welchem die Straße nach Speier führte; das **Burgthor** gegen die heutige Steinstraße; und das **Judenthor**, welches zunächst an den Theil der Stadt anstieß, den damals die Juden bewohnten. Es sind aber diese Thore, so wie auch das alte **Zollthor** am alten St. Peter, mit allen ihren Thürnen um das Jahr 1780 abgebrochen, und ganz hinweggethan worden *).

Dritte Erweiterung Straßburgs.

Unmittelbar nach dieser zweyten Erweiterung fieng man sogleich auf der andern Seite der

*) Siehe in dem Plan die zweyte Erweiterung.

Stadt die Dritte an. Der berühmte Baumeister Speckle beschreibet diese also: „Im Jahr „1228, da man sich eines schweren Kriegs „besorgen mußte, hub man tapfer an Straßburg „zu bauen (welches vorher schon angefangen, „aber wieder liegen geblieben war) vom Fink„weiler gegen St. Elisabethen-Thor *), am „Mezger-Thurn, im Entenpful hin, bis an „St. Johann. Giessen, zum Guldenthurn an „die Breusch, und führte die Mauern und „Thürne übersich mit Zinnen.„ An Aufrichtung dieser neuen Mauer hat man über hundert Jahre gearbeitet, da man mit der zweyten in zwanzig Jahren fertig wurde; die Ursache war, weil man inzwischen auch große Befestigungen gegen den Rhein hin aufführen mußte. Von dieser Seite ist die Stadt nicht mehr erweitert worden, daher ist diese Mauer, und zwar an manchen Orten, noch in ihrer ganzen Höhe zu sehen **).

---

*) Dieses Thor war da, wo die heutige Elsbether oder St. Elisabethen-Gaß, neben den Eisgruben hin, auf den Wall führet.

**) Siehe in dem Plan die dritte Erweiterung.

Sechster Abschnitt *).

Der Stadt Straßburg Krieg mit ihrem Bischof, Walther von Geroldseck.

Die Bischöffe, welche nach der Lehre Jesu und seiner Apostel, Diener der Kirche und Oberaufseher über die Gemeinden der Glaubigen seyn sollten; Männer, die den Frieden predigen, die Gerechtigkeit lehren, und durch einen unsträflichen Wandel und leuchtende Tugend Vorbilder ihrer Heerde werden sollten; deren Amt und Beruf also ganz geistlich ist, und sich lediglich auf der Seelen Heil und Seligkeit ihrer anvertrauten Heerde beziehet. — Sie, die nicht schändlichen Gewinn suchen,. nicht über das Volk herrschen sollen; sind leider seit mehrern Jahrhunderten nichts anders als weltliche Fürsten, welche unter dem Deckmantel der heiligen Religion Jesu die Reichthümer der Erde an sich ziehen, und nicht

*) Seite 148 ist ein Fehler eingeschlichen: anstatt — Erster: sollte es heissen: **Fünfter Abschnitt.**

selten schändlich verprassen. Sie haben sich größtentheils des Vorwurfs einer grenzenlosen Herrschbegierde und eines unersättlichen Ehrgeizes schuldig gemacht. Die Geschichtbücher aller Völker und aller Zeiten sind angefüllt mit Erzählungen, welche den Dienern der Religion des demüthigen und liebevollen Jesu keine Ehre machen!

Eine solche leidige Geschichte ist eben die, auf welche mich die Ordnung der Zeitfolge in unserer Vaterländischen Geschichte leitet.

Nicht nur Straßburg, sondern auch alle andere große Städte, hatten bis auf die Zeit der Religions-Veränderung, von ihren herrschsüchtigen Bischöffen ungemein viel auszustehen: aber **Walther von Geroldseck** *), der im J. 1260 zum Bischof von Straßburg erwählt wurde, zeichnete sich durch verschwenderische Prachtliebe, durch Starrsinn und grenzenlose Herrschsucht besonders aus. Sein Einzug, den er den 2ten Februar, als an dem Fest der Reinigung Mariä hielt, war ausserordentlich prächtig, in Begleitung vieler Fürsten und Prälaten. Unter den letztern hatte der Abt von St. Gallen in

*) Sein Bildnis von Stein ist unten, bey dem Eingang in die allgemeine Stadt-Bibliothek, zu sehen.

der Schweiz tausend Pferde, und der Prälat von Murbach fünf hundert Reuter in seinem Gefolge.

Kaum hatte Walther von seinem Bisthum Besitz genommen, so machte er starke Forderungen an die Stadt; der Magistrat und die Bürger bewiesen ihre Rechte und Freyheiten mit Urkunden, und suchten ihn von der Ungerechtigkeit seines Begehrens zu überzeugen; aber es war alles umsonst: unsere Väter verließen sich nun auf ihre gerechte Sache, und rüsteten sich zum Krieg.

Auf der Anhöhe bey Oberhausbergen stand damals das veste Schloß Haldenberg; damit nun der Bischof dasselbe nicht zum Schaden der Stadt besetzen möchte, so zogen die Bürger mit Zimmerleuten und Steinmetzen in den Pfingst-Feyertägen hinaus, und verwüsteten es bis auf den Grund.

Unterdessen hatte der Bischof die Stadt mit dem Bann belegt, und allen Geistlichen befohlen die Stadt zu verlassen; welche ihm auch, bis auf zwey Domherren, Gehorsam leisteten; der eine war Bechthold von Ochsenstein, welcher Alters und Krankheit halben zurück blieb; der andere, Heinrich von Geroldseck, Letzterer hatte schon

die Wahl des Bischofs zu verhindern gesucht, und weil er ihn kannte, sein tollkühnes Unternehmen vorher geweissagt; dieser hielt es also mit der Stadt gegen den Bischof. Nun hörte aller Gottesdienst völlig auf: aber die Bürger fragten nicht viel darnach. Sie sahen, daß der Bischof seine Gewalt misbrauchte, und daß der ungerechte Bann mehr dem Bischof als ihnen schaden müßte; inzwischen bestellte der Magistrat drey Priester aus einem andern Bisthum, die ihnen Taufe und Abendmahl reichen mußten. Mit den Geistlichen zogen auch bey sechzig Edelleute aus, welche des Bischofs Vasallen waren; Gold und Silber nahmen sie mit; über Wein, Frucht und alles was sie nicht mitnehmen konnten, verfaßten sie ein Inventarium, in der Hofnung, daß ihnen dereinst alles reichlich ersetzt werden würde: allein die Bürger von Straßburg plünderten zuerst alle diese Häuser rein aus, und rissen sie alsdenn bis auf den Grund nieder.

Inzwischen wurde die Sache immer ernsthafter. Der Bischof hatte nicht nur in seinem eigenen Lande ein Generalaufgebot zum Krieg ergehen lassen, sondern er hatte auch mächtige Fürsten zu Helfern. Der Bischof von Trier kam mit 1700 gerüsteter Mannschaft; der Abt von St.

Gallen, der Prälat von Murbach, Graf Rudolph von Habspurg und sehr viele andere vom Adel halfen dem Bischof: die Stadt aber hatte keine Gehülfen, ausser Graf Otto von Ochsenstein und Walther, Herrn von Girbaden. Die bischöfliche Armee lagerte sich bey **Holzheim**; eroberte die **Burg von Lingolsheim** mit Accord, und fieng darauf die förmliche Belagerung der Stadt an. Das feindliche Lager stand nun zwischen **Eckbolsheim** und **Königshofen**.

Eines Tages wagte ein angesehener Mann mit etlichen Freywilligen eine kühne That; **Bitterpfeil** war sein Name; unversehens machte er einen Ausfall, und nahm dem Bischof von Trier seinen besten Wagen mit Kriegsrüstung hinweg; und brachte ihn glücklich in die Stadt. Ein starker Trupp trierischer Reuter verfolgte ihn und seine Kameraden bis an das Weisthurnthor; zum Unglück war eben ein großer Theil der Wache zum Mittagessen nach Hause gegangen; der Haufe drang also wüthend in die Stadt: aber der Bürgermeister, Herr **Reinbold Lang** und Herr **Liebenzeller** mit Hülfe der **Brodbecker**, denen dieser Posten eben anbefohlen war, thaten so männlichen Widerstand, daß sich die Feinde mit einem Verlust von 60 Pfer-

den (der Menschen schonte man nach Möglichkeit) zurücke ziehen mußte. Von den Bürgern wurden drey erstochen. Der eben genannte tapfere Reinbold Lang aber, ein Herr von Böcklin, einer von Sicke mit noch einigen andern, welche, des Bischofs Heer zu sehen, in ihre Gärten gegangen waren, wurden gefangen. Bey diesen traf das Sprüchwort ein: **Fürwitz bringt in Gefahr.**

Nach diesem wurde ein Waffenstillstand geschlossen, bis die Aerndte und der Herbst eingebracht seyn würden. Unterdessen giengen Graf Rudolph von Habspurg die Augen auf; er sahe ein, daß der Bischof keine gerechte Sache hätte: er trat also mit seinen bey sich habenden Völkern von ihm ab, und kam in die Stadt; einige andere Herren folgten seinem Exempel. Auf dem Frohnhof kam die Bürgerschaft zusammen, errichtete mit Rudolphen einen Freundschaftsbund, und erwählte ihn zum ersten **Panierherrn** oder Hauptmann der Stadt.

Dieses verdroß den Bischof dergestalt, daß er dieses Jahr weder Frucht noch Wein nach Straßburg kommen ließ: allein die Bürger machten sich wenig daraus. Sie waren mit diesen Lebensmitteln so wohl versehen, daß eine

Maaß Wein nur einen Pfenning — und ein Viertel Waitzen 4 Schillinge galt. Dabey waren sie wegen der empfangenen Hülfe guten Muths, und giengen mit einem starken Hauffen über den Rhein; verwüsteten die Länder und Herrschaften derer die dem Bischof halfen, plünderten sie aus, und steckten viele Dörfer in Brand. Der Bischof hingegen that auch der Stadt allen möglichen Schaden; Gärten und Reben sammt allen Gebäuden, welche den Bürgern gehörten, wurden ruiniert; und alle Güter der Straßburgischen Usburger theilte er unter seine Diener aus.

Unterdessen thaten die Ritter von **Breuschwickersheim** den Bürgern großen Schaden, denn sie hielten es auch mit dem Bischof: die Stadt beschloß daher mit ihren Bundsverwandten diese Burg anzugreiffen. Allein der Bischof hatte die Einrichtung gemacht, daß sobald man in **Molsheim** mit der großen Glocke stürmen würde, alle Dörfer im ganzen Lande ein gleiches thun, und alles unter das Gewehr treten sollte; vermöge dieser Anstalt brachte er in kurzer Zeit ein großes Volk zusammen, mit welchem er sich auf einer Anhöhe bey **Kolbsheim** postirte. Gerne hätte er das Straßburgische Commando, dem

er an Mannschaft weit überlegen war, angegriffen; aber die **Breusch** war dazwischen. Die Bürger zogen sich also ruhig zurücke, steckten aber vorher das Dorf **Breuschwickersheim**, ingleichem **Achenheim**, **Schäfelsheim** und **Wolfisheim** in Brand. Das war doch wohl nicht großmüthig gehandelt! Was konnten die armen unschuldigen Unterthanen des Bischofs dafür, daß ihr Herr mit der Stadt einen unnöthigen Streit angefangen hatte. Aber die Geißel des Kriegs verwundet allemal das Fleisch des schuldlosen Volks, und trift selten den Rücken des Tyrannen. Fünfzehn Bürger, denen der Wein mehr als das Wohl des Vaterlands und ihrer Familien angelegen war, verweilten sich in gemeldtem Breuschwickersheim bey dem guten neuen Wein: aber plötzlich stürzten bischöfliche Reiter, welche durchs Wasser gesetzt hatten, über sie her, hieben ihnen Hände und Füße ab, und schlugen sie mit vielen Wunden zu todt. Liebe zum Trunk bringt allezeit Schande und Gefahr: aber der, der im Dienst des Vaterlandes, wo die gröste Nüchternheit die erste Pflicht ist, sich so wie diese fünfzehn Bürger vergessen kann, der verdient ein solches Schicksal.

Inzwischen griff die Flamme des Kriegs, welche

dieſer ungeiſtliche Geiſtliche, der Biſchof, angezündet hatte, immer weiter um ſich. Dis- und jenſeits des Rheins, im obern und untern Elſaß war nichts als Mord, Raub und Brand; der unruhige und herrſchſüchtige Mann machte es andern Städten im Elſaß gerade ſo, wie Straßburg. Das teutſche Reich hatte damals ſo viel als kein Oberhaupt. Die Fürſten thaten alſo was ſie wollten, und nahmen was ſie konnten; und eben ſo machte es auch der Biſchof von Straßburg.

Colmar, Kaiſersberg und **Mühlhauſen** waren damals freye Städte; überall hatte der Biſchof unter den Vornehmen viele Anhänger; dieſe richteten die Sachen alſo ein, daß er alle drey Städte, ohne viele Mühe, in ſeine Gewalt bekam; über dieſe ſetzte er Amtleute, welche die guten Bürger, denen der Verluſt der Freyheit für ihr Vaterland zu Herzen gieng, aus jeder Stadt verjagten. Dieſes Schickſal traf unter andern auch den Schultheißen von Colmar, **Johannes Röſſelmann**. Dieſer heldenmüthige Vertheidiger der Freyheit, deſſen ehrwürdiges Bruſtbild über dem **Tränkthor** zu Colmar, wo ſein Blut für ſeiner Mitbürger Freyheit floß, noch jetzt die Wahrheit dieſer Geſchichte beſtätiget, und den Werth des Bürgers verkündiget, der mit Klugheit und Muth ſein Vater-

land bis in den Tod vertheidigte. Dieser, um Colmar so hoch verdiente Mann, flohe nach seiner Verweisung auf Straßburg, und verabredete mit Graf Rudolphen von Habspurg einen Plan, dem Bischof die Stadt Colmar mit List wieder zu entreissen.

Dem zufolge ließ er sich in ein leeres Weinfaß einschließen und wieder nach Colmar führen. Daselbst verbarg er sich in dem Hause eines Domherrn, der sein Verwandter war, und beredete sich mit andern Freyheitsfreunden, daß sie die folgende Nacht dem Grafen von Habspurg, der sich in der Nähe der Stadt mit einem Theil seiner Völker verborgen halten würde, ein Thor öffnen wollten. Er fand Beyfall! In der bestimmten Stunde wagten sie diese kühne That, und zündeten, zum Zeichen daß die Pforte eröffnet seye, einen Bund Stroh an; in allen Gassen der Stadt hatten sie ebenfalls Strohbündel gelegt, welche darauf auch angezündet wurden. Nun jagten die Habspurgischen Reiter spornstreichs und mit bloßen Schwerdtern in die Stadt durch alle Gassen, und schrien: Hier Habspurg! Hier Habspurg! trieben den bischöflichen Amtmann und seine Anhänger aus der Stadt, und eroberten bald darauf auch Kaisersberg.

Die Freyheit liebenden Bürger in Mühlhausen folgten dem Beyspiel der Colmarer, und öffneten nach genommener Abrede dem Grafen von Habspurg ebenfalls bey Nacht ein Thor, und ergaben sich an ihn: aber der bischöfliche Beamte im Schloß wehrte sich mit seinen Leuten verzweifelt. Eine Belagerung von zwölf Wochen hielt er aus, ehe er sich ergab. Rudolph zerstörte hernach das Schloß, und machte die darinnen waren zu Kriegsgefangenen.

Dieser Verlust gieng dem Bischof sehr nahe. Weil er aber bey dem allem doch noch einen starken Anhang in Colmar hatte, so machte er mit Hülfe der vertriebenen Edelleute und Bürger einen neuen Anschlag auf die Wiedereroberung dieser Stadt; und beynahe wäre es ihm gelungen. Mehr als hundert Reiter waren bereits, durch ein ihnen geöffnetes Thor in die Stadt gedrungen, und riefen mit großem Geschrey: Hier Bischof von Straßburg! Allein der muthvolle Colmarische Held, **Johannes Rösselmann** — mit Ehrfurcht nenne ich seinen Namen! ergriff schleunig die Waffen, munterte die schon muthlosen Bürger durch sein Beyspiel auf, ihre Freyheit zu vertheidigen; kämpfte wie ein Löwe, und — fiel unter dem Gedränge der Feinde, in

eben dem Augenblicke, als sich der Sieg für die Colmarer erklärte. Heilig seye jedem Bürger von Colmar der Name und das Bildnis dieses Märtyrers der Freyheit; und sein erhabenes Beyspiel müsse nun in dem großen Freyheits-Kampfe, den Colmar gemeinschaftlich mit dem ganzen Frankreich kämpfet, recht viele warme Nachahmer erwecken!

Graf Rudolph von Habspurg führte nun den Krieg mit dem Bischof im obern Elsaß mit gutem Erfolg fort, alldieweil auch die Straßburger im untern Theil des Landes sich tapfer vertheidigten. Endlich am Mittwoch nach Reminiscere in der Fasten, im Jahr 1262 zog ein starkes Commando zu Fuß und zu Pferd, mit vielen Zimmerleuten, Steinmezen und andern Handwerkern aus Straßburg nach **Mundolsheim**, um den dortigen steinernen Kirchthurn abzubrechen, welcher dem Bischof leicht zu einem Aufenthalt hätte dienen können, aus welchem er die Straße nach Brumat und Hagenau hätte unsicher machen können. Sobald derselbe das Vorhaben der Straßburger merkte, ließ er in Molsheim, und so fort im ganzen Lande, Sturm läuten, und schnell waren 300 Reiter zu Pferd und wenigstens 5000 Mann Fußvolk bereit,

die Straßburger in Mundolsheim anzugreifen, ehe sie von den ihrigen unterstützt werden könnten.

Diese aber hatten ihre gefährliche Lage schon in die Stadt berichtet. Ganz Straßburg kam in Alarm; alle Glocken stürmten! Die Bürger rissen sich aus den Armen ihrer Gattinnen und Kinder los, und griffen zu den Waffen: und indem jene auf den Knien lagen und den Allmächtigen um Glück und Sieg, um die Erhaltung des kostbaren Lebens ihrer Gatten und Väter anflehten, zogen diese mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel unter ihren Bürger-Generalen, **Reinbold Liebenzeller**, **Claus Zorn**, **Hugo Küchenmeister** und **Heinrich Eichen** aus der Stadt gegen Oberhausbergen; wohin auch das Commando von Mundolsheim sich gezogen hatte. Indem sie aber zwischen Ober- und Mittelhausbergen Posto zu fassen gedachten, mußten die Straßburger einen langen Graben umgehen: diese Wendung betrog den Bischof, der oben auf dem Berg stand. In der Meynung, die Bürger wollten sich nach der Stadt zurücke ziehen, eilete er mit seinem Volk den Berg herab in die Ebene! und jene kehrten nun auch das Angesicht gegen das bischöfliche Heer. Nun wurden zu beyden Seiten Anstalten

zu einem entscheidenden Treffen gemacht, welches beyde Theile für das beste Mittel ansahen, den verderblichen Krieg zu beendigen.

Als Mann und Christ redete **Liebenzeller** seine Mitbürger folgendermaßen an: „Lieben „Brüder! rufet zuförderst unsern starken Gott „an, daß er uns in dieser gerechten Sache „Sieg geben wolle; und dann streitet ritterlich „für eure Freyheit, für euer Vaterland, für „eure Weiber, Kinder und Nachkommen, da„mit ihr nicht in ewige Knechtschaft fallet. „Gott und eure tapfere Faust kann es heute „abwenden. Ich will gerne an eurer Spitze „fechten, und mein Leben und Blut dem Va„terlande opfern: folget nur meinem Beyspiel, „und Gott wird mit uns seyn.„

Und nun eröffnete **Marx von Eckwersheim** ein Bürger und Edelknecht die blutige Scene! gleich einem raubgierigen Löwen rannte er auf die anmarschirenden Feinde — einer von diesen stürzte mit solcher Wuth ihm entgegen, daß beyde Gleven oder Speere zerbrachen, und Roß und Mann zu Boden fielen. Sie schwangen sich auf frische Pferde, erneuerten den Kampf und der bischöfliche Ritter sank endlich kraftlos zur Erden.

Jezt

Jezt kam die Reiterey hizig an einander. Dreyhundert Straßburgische Armbrust-Schützen, welche auf beyden Flügeln vertheilt waren, hielten durch ihren fürchterlichen Pfeilregen die feindliche Infanterie zurücke, daß sie die Reiter nicht unterstützen konnte: die bürgerlichen Fußgänger hingegen fielen zu beyden Seiten ein, und erstachen die Pferde von Freunden und Feinden: denn sie dachten wenn die ihrigen Noth leiden sollten, so könnte man ihnen schnell aus der Stadt zu Hülfe eilen, aber der geharnischte Mann könne nicht bis auf Zabern laufen, ehe man seiner habhaft würde. Es war ein schröckliches Gemetzel; selbst dem Bischof wurden zwey Pferde unter dem Leibe erstochen, und erst auf dem dritten nahm er die Flucht, weil er sahe, daß die Seinigen sich nicht mehr halten konnten. Dreyzehnhundert Mann lagen auf der Wahlstadt todt; unter denselben waren bey sechzig Ritter und der Landvogt, **Herrmann** von **Geroldseck**, des Bischofs Bruder. Vom Adel waren 76 gefangen — ohne das gemeine Volk; man band sie mit den nemlichen Stricken, welche sie, die Bürger damit zu binden, mitgebracht hatten, und legte sie in dem Bezirk des Münsters in Fesseln. Von den Straßburgern soll — was

schwer zu glauben ist — kein Mann ums Leben gekommen seyn; ausser einem Mezger, den die Bischöflichen gefangen nach Geispolzheim schleppten, und erst daselbst, nachdem sie ihren eigenen großen Verlust erfuhren, ermordeten.

Straßburgs Freude über diesen entscheidenden Sieg, war unbeschreiblich; und zwar mit desto größerem Recht, da ihn die Bürger allein ohne fremde Hülfe erfochten hatten! Die mit Muth und Freude erfüllten Männer flogen nun Wonne trunken in die Arme ihrer, mit Furcht und Hofnung ringenden Gattinnen und Kinder; welche nicht sowohl über dem Anblick der reichen Beute, als vielmehr über dem herrlichen Sieg, der ihnen ihre Freyheit zusicherte, und über der glücklichen Zurückkunft ihrer Gatten, und Väter, und Retter in Thränen der Freude und des Danks ausbrachen.

Den andern Tag schickte der Bischof einige Geistliche in die Stadt, welche die Bürger von dem Bann absolviren, an dem Frieden arbeiten, und um gute Behandlung für seine Gefangene bitten mußten. Inzwischen ob man wohl Straßburgischer Seits zum Frieden auch sehr geneigt war, so waren doch die Bedingungen des Bischofs noch immer so beschaffen, daß sie die Stadt nicht annehmen

konnte. Die Unterhandlungen wurden also nach der Aerndte wieder abgebrochen; der Bischof that die Bürger abermal in den Bann; und unsere Väter griffen aufs neue zu den Waffen. Nun durchstreiften sie des Bischofs Land, verbrannten **Oberehnheim, Dachstein, Dorlisheim** und viele andere Dörfer; Molsheim aber kam mit einer Brandschatzung davon. Hernach zogen sie über den Rhein, und zerstörten **Wilstätt**, welches damals sehr vest war, und zogen dann wieder mit Frohlocken nach Hause.

Unterdessen kam Kaiser **Richard** nach Straßburg und bestätigte der Stadt alle ihre Rechte. Unsere Väter, des Brennens und Würgens müde, baten ihn um seine Vermittlung bey dem Bischof; weil aber letzterer nicht in die Stadt durfte; so beschied der Kaiser beyde Theile nach **Hagenau**. Allein auch da wurde nichts ausgerichtet. Zuletzt stieß der Bischof im Unwillen die unbedachtsamen Worte aus: „Er frage nichts darnach, wenn es „schon hier nicht ausgemacht würde; er hoffe mit „Gottes Hülfe seine Gefangene bald alle frey zu „sehen.„ Die Gesandten der Stadt eilten auf dieses Wort hin schleunig nach Hause, untersuchten den Zustand der Gefangenen; und siehe! ihre Fesseln und Bande waren alle sehr fein durchfeilet;

unter den Betten fand man Seile und mancherley Instrumente. Einer, Namens **Conrad von Schuttern**, der sich krank stellte, wollte nicht von seinem Lager aufstehen; als man ihn aber weghob, sahe man unter seinem Bette ein großes Loch, welches in einen Keller gieng, und in demselben war auch die Mauer, gegen den Bruderhof hin beynahe ganz durchbrochen. Hätte der Bischof dieses Wort nicht geredet, so wären in der nächsten Nacht die Gefangenen, auf einem schon dazu bestellten Schiff alle entronnen. Nun aber legte man sie hart geschlossen in die Thürne, und da sie keine Hoffnung mehr sahen zu entfliehen, so schwuren die mehresten der Stadt Friede und Freundschaft zu; und wurden so der Gefangenschaft entlassen.

Nach und nach söhnten sich auch alle andere Grafen und Edle, die dem Bischof geholfen hatten, mit der Stadt aus; so daß nunmehr dem Blutvergießen ein Ende gemacht und der Bischof zu einem, für Straßburg ehrenvollen Frieden konnte gezwungen werden. Dieser aber wollte gleichwohl nichts davon hören. Stolz und Eigensinn erfüllten seine ganze Seele. Indessen da er den Ruin des Landes, das Elend seiner Unterthanen, seine gänzliche Ohnmacht, sich an Straßburg zu rächen, und seine herrschsüchtigen Absichten durch-

zusetzen, vor Augen sahe, grämte er sich dergestalt, daß er in der Fasten im Jahr 1263, zur Freude des ganzen Landes starb.

Gleich nach seinem Tode, ehe man noch einen neuen Bischof wählte, **schloß das Dom-Capitel mit der Stadt einen dauerhaften Frieden.** Nach demselben sollte alles Geschehene vergeben und vergessen, aller Schaden und Kosten zu beyden Seiten gegen einander aufgehoben, — **die Forderungen des Bischofs an die Stadt als null und nichtig erklärt; alle ihre Gerechtsame und Freyheiten bestätiget;** künftig sich ereignende Streitigkeiten nicht durch Krieg, sondern durch richterliche Aussprüche beygelegt, und die **Verwaltung des Frauenhauses** nicht mehr den Bischöffen, sondern den Domherren anvertraut werden. Da aber auch diese unredlich Haus hielten, **übergab das Capitel im Jahr** 1290 **die Verwaltung des Frauenhauses selbst an die Stadt.** Dieser Friede wurde hernach durch den neuen Bischof, **Heinrich** von **Geroldseck**, der auf Ansuchen der Bürger, weil er während des ganzen Kriegs so treu und vest auf ihrer Seite stand, zum Bischof erwählt worden, beschworen, und von allen Geistlichen im ganzen Lande unterschrieben.

Ueber den Ausgang dieses, für Straßburg und das ganze Elsaß so merkwürdigen Kriegs hat Königshofen sehr richtig geurtheilt, wenn er sagt: „Sus (so) gewann dirre (dieser) Krieg und „Stritt ein Ende. Domit die Burgere erfoch„tent und erworbent der Stette Nutz und an„der ere, und ire selbes und iren Nachkommen „große Friheit und Seeligkeit. Wan (dann) „hätte der Bischof die recht und friheit erkobert „und erfochten, die er meinde in Strosburg zu „habende, so were Strosburg in siner Gewalt „gewesen also (gleichwie) Zabern und Mols„heim.„ **Nun aber war sie eine unmittelbar freye, und von allen ihren Feinden gefürchtete Stadt.**

Darauf theilte der Magistrat unter alle Bürger, die sich bey diesem Krieg besonders ausgezeichnet hatten, ehrenvolle Belohnungen aus. Den vier Bürger-Obersten **Reinbold Liebenzeller, Claus Zorn, Hugo Küchenmeister** und **Heinrich Eichen** befreyete man nicht nur ihre Häuser auf ewige Zeiten von allen Abgaben und Beschwerden; sondern man setzte auch einem jeden ein steinernes Ehrendenkmal vor sein Haus; welches das Bild eines Königs mit Kron und Zepter vorstellte. Eines derselben ist in der

Knoblauchs-Gasse, bey den drey Haasen noch zu sehen. Das zweyte das in der Schilds-Gasse stund, stehet nun unten an dem Eingang der Universitäts-Bibliothek. Die zwey andern bey St. Nikolaus, und in der Kalbs-Gasse sind abgegangen.

Etwas aus der Geschichte der Dominikaner.

Nachdem der Prediger-Orden im J. 1204 von Dominikus Guzmann, einem Spanier in der Absicht errichtet worden, um durch ihn das Ansehen und die Gewalt des Pabsts zu erhöhen, und durch Predigen die sogenannten Ketzer, die Waldenser in Frankreich, zu bekehren, so kamen einige Mönche dieses Ordens zwanzig Jahre nachher nach Straßburg; wo sie zuerst ausserhalb der Stadt ein kleines Kirchlein bauten; von den Bürgern aber so viele Unterstützung erhielten, daß sie, um das Jahr 1251 die sogenannte Prediger-Kirche mit dem dabey befindlichen Kloster zu bauen anfiengen, welche im Jahr 1260 feyerlich eingeweiht wurde. Von dieser Zeit an vermehrte sich ihre Anzahl, und sie erhielten von dem Römischen Hof viele Freyheiten und Privilegien, dadurch sie ihr

Ansehen erhöhten, und viele Schätze sammelten; aber auch mit dem Bischof, der übrigen Geistlichkeit und der Bürgerschaft selbst nicht selten in Verdruß und Streit geriethen. Die erste Veranlassung gab eine päbstliche Bulle *), welche den Dominikanern erlaubte, **ihre Eltern und Freunde zu beerben**; welches Recht andere Mönche nicht hatten. Dagegen setzte sich aber der Magistrat und sagte: „Wenn „sie erben wollten; so wäre es billig, daß man „sie auch beerbe; indem sonst alle Güter der „Stadt nach und nach an ihr Kloster fallen „würden.„ Diese Forderung war doch gewiß gerecht: allein die Prediger-Mönche widersetzten sich heftig. Die Bürgerschaft, welche die Gerechtigkeit der Sache einsah, gieng nun nicht mehr in die Kirche. Dieses verdroß die Mönche so sehr, daß sie am Pfingsttage im Jahr 1277 in Prozeßion mit Kreuz und Fahnen aus der Stadt zogen. Endlich nach drey Jahren entschied **Bischof Conrad** den Streit zum Vortheil der Mönche, und die Stadt mußte sich bey allem Gefühl des erlittenen **Unrechts** bequemen, durch eine ansehnliche Gesandtschaft aus den fürnehm-

---

*) Bulle, Dekret oder Edikt heißt eines wie das andere: eine **Verordnung**.

sten Rathsgliedern sie wieder mit Ehren in ihr Kloster einzuführen.

Eine andere Gelegenheit zu einem sehr heftigen Zwist gab eine Verordnung des Magistrats, nach welcher der Dominikaner-Orden **keinen Jüngling unter dem 18ten Jahr seines Alters, und ohne Einwilligung seiner Eltern aufnehmen sollte.** Dabey verlangte die Obrigkeit, daß sich die Prediger-Mönche durch eine feyerliche Urkunde zur Beobachtung dieses Dekrets verpflichten sollten. Allein so billig diese Forderung war, so sträubten sich doch die Mönche dagegen, und erklärten öffentlich auf der Kanzel: „sie könnten „diesem Befehl ohne die Beleidigung göttlicher „Majestät, ohne den grösten Nachtheil für ihren „Orden, und ohne die Seelen der Glaubigen in „Gefahr zu stürzen, und also ohne auf vielfache „Art ihr Gewissen zu verletzen nicht nachleben.„ Indessen unterstützten die Bürger Straßburgs den Befehl ihrer Obrigkeit nachdrücklich; und da die Dominikaner den wiederholten Ermahnungen kein Gehör geben wollten, und der päbstliche Gesandte, der sich in einer Stadt am Rhein aufhielt, anfieng mit dem Kirchen-Bann zu drohen; so stürmten jene das Kloster; änderten aber bald ihre Gesinnung, und verwandelten den

Sturm in eine Belagerung, besetzten die Zugänge des Klosters, und zwangen die Mönche durch Hunger, daß sie kapitulirten, und aus der Stadt zogen. Pabst Nikolaus der Vierte that hierauf den 28. Julius 1288 die Stadt in den Bann, und trug die Abkündigung desselben dem Bischof von Worms auf. Da aber die Bürgerschaft von Straßburg sich auch durch den Bann nicht wollte bewegen lassen, jene Verordnung zu widerrufen; so bekam besagter Bischof durch eine Bulle vom 16. April 1289 den Auftrag, mit der Stadt deshalben eine Unterhandlung zu pflegen, und brachte sie endlich dahin, daß sie nachgab, und die Mönche wieder einließ; worauf der Pabst durch eine Bulle vom 12. May 1290 den Bann wieder aufhob *).

Auch das gab zu viel Verdrießlichkeiten Gelegenheit, daß sie allen Bösewichtern, welche von der Gerechtigkeit verfolgt wurden, in ihrem Kloster Sicherheit gaben, und zu ihrer Flucht beförderlich waren. Im Jahr 1386 nahmen die Stadtdiener einen Knecht, der seinen Meister wund geschlagen hatte, vor ihrem Kloster gefan-

*) Diese aus den Originalen gezogene, und noch nie gedruckte Nachricht, ist mir von einem unserer verdientesten Gelehrten zugeschickt worden.

gen; aber die Mönche rissen ihn mit Gewalt aus ihren Händen; für welchen Frevel sie aber der Stadt 400 fl. Strafe erlegen mußten.

Einen Mann brachte doch auch dieses Kloster hervor, der Licht und Wahrheit um sich her verbreitete, und durch seine geistreichen Predigten und gottseligen Wandel sehr berühmt wurde, und viel Gutes stiftete; **Johannes Taulerius** war sein ehrwürdiger Name. Vom Jahr 1341 bis 1361 lebte er in diesem Kloster. In seinen Predigten erklärte er, gegen die Gewohnheit seiner Zeiten, die heilige Schrift sehr gründlich; schrieb viele geistreiche Bücher von dem inwendigen Leben der Seele; unter andern auch ein Predigtbuch über die Sonntäglichen Evangelien, welches noch von vielen Christen mit Nutzen gelesen wird; er eiferte auch gewaltig wider den Bann, da man das arme unschuldige Volk so ohne Trost und Unterricht dahin sterben ließe. Von seinen Kloster-Brüdern mußte er große Verfolgungen ausstehen, weil ihnen bey ihrem ärgerlichen Sinn und Wandel die Heiligkeit dieses Mannes unerträglich war. Sein Grabstein ist in dem Prediger-Kloster, in dem großen Auditorio noch zu sehen.

Der Grund zum Münsterthurn wird gelegt.

Bischof Conrad III. fieng im Jahr 1276 den Bau des prächtigen Münsterthurns an, der noch jezt von ganz Europa bewundert wird. Da er in bemeldtem Jahr am Tage der Reinigung Mariä, den Platz weihete, und mit einer Schaufel dreymal in die Erde stach, die Arbeiter aber alle mit ihren Werkzeugen bereit standen, das Fundament zu graben, zankten sich zwey derselben um die Ehre da anzufangen, wo der Bischof die Erde aufgeworfen hatte; und der Streit wurde so heftig, daß einer den andern auf der Stelle mit der Schaufel zu todt schlug. Im folgenden Jahr, auf Urbani Tag, wurde der erste Grundstein gelegt. Der durch dieses Werk unsterbliche Baumeister, Erwin von Steinbach schuf zuerst den Plan zu diesem Riesengebäude in seinen Gedanken; entwarf ihn hernach auf einer Zeichnung, welche auf dem Frauenhaus noch zu sehen ist; und stand dem Bau selbst 42 Jahre lang mit rühmlicher Treue vor.

Das ganze Land frohnete und steuerte zu diesem kostbaren Bau. Die Geistlichen gaben mehrere Jahre lang den vierten Theil aller Ein=

künfte, von allen Stiftern im ganzen Bisthum; und das Werk gieng einige Jahre gut von Statten. Aber unversehens richtete die Sorglosigkeit eines einzigen Mannes, nicht nur an dem Münstergebäude die Arbeit vieler Jahre zu Grunde, sondern versetzte auch viele hundert Einwohner Straßburgs in Jammer und Elend. **Käiser Albrecht** hatte sich nemlich im Jahr 1298 einige Wochen in Straßburg aufgehalten; als er nun eines Tages sehr frühe abreisete, ließ ein Relter, in einem Stall am Frohnhof, das Licht brennen, dadurch gieng ein solches entsetzliches Feuer an, daß 355 Häuser mit Scheuren und Stallungen ein Raub der Flammen wurden. Von der großen Hitze entzündete sich auch das Seil am Flaschenzuge des Münstergebäudes und die Gerüste der Arbeiter; der Dachstuhl und alles Holzwerk, nebst vielen Kostbarkeiten verbrannten, und die schönsten Steine zersprangen von der schröcklichen Hitze.

Im folgenden Jahr wurde **Bischof Conrad**, in einer Schlacht vor Freyburg von einem Mezger erstochen; und dessen Bruder, **Friedrich von Lichtenberg**, ein frommer friedliebender Herr, an seine Stelle erwählt.

Erwins würdige Tochter, **Sabina**, verfertigte

mit eigener Hand das Bildnis St. Johannis über dem Portal bey dem künstlichen Uhrwerk, unter welchem zu ihrem Andenken, folgender lateinischer Vers zu lesen ist:

Gratia divinæ pietatis adesto Savinæ
De petra dura perquam sum facta
Figura.

Auf Teutsch.

Sabina Erwinin begleite Gottes Gnad,
Die mich aus hartem Fels, zum Bild
geschaffen hat.

Sein Sohn Johannes führte nach dem Tode des Vaters den Bau bis zu dem Wächter-Häuslein fort; und als er auch den Weg alles Fleisches gieng, wurde das Werk im Jahr 1338 Johannes Hilzen von Cölln, und nach dessen Absterben einem Baumeister aus Schwaben übergeben. Diese verfertigten in 30 Jahren die vier Schnecken, und führten die Pyramide, (welche man wegen ihrer Durchsichtigkeit nur die Laterne heißt) bis an die Krone auf. Aus Mangel eines geschickten Meisters blieb nun das Werk viele Jahre stehen, und wurde erst im Jahr 1439, in der Woche St. Johannis des Täufers, mit Aufsetzung des Helms und eines

Kreutzes nebst einem Marien-Bilde, ganz vollendet. Nachdem man an dem Thurn allein 163, und an dem ganzen Münster 424 Jahre gearbeitet hatte *).

Die kunstvolle Pyramide des Münsterthurns übertrift an Höhe die grösten Gebäude Europens, als z. E. die St. Peterskirche in Rom und den Stephansthurn zu Wien. Nach den neuesten Ausmessungen des P. Meyers und H. Silbermanns ist sie 490 Straßburgische Schuhe hoch. Ihre Bauart ist ganz eigen; von allen Seiten durchsichtig, ohne Dach, und gleichwohl ist das Innere des Thurns vor Regen und Schnee gesichert; an den vier Seiten erhebt man sich auf schneckenförmigen Treppen, welche überall offen, aber mit eisernen Stangen verwahrt sind, ganz bequem, bis an die sich zuspitzende Pyramide; von da bis an den Helm oder Krone ist es mühsam; von dem Helm bis auf den Knopf äusserst gefährlich zu steigen. Von aussen ist der Thurn, wie das ganze Münster-Gebäude, mit steinernen Statuen und Bildern von verschiedener Größe

*) Die schönen Buden und Kramläden um das Münster herum, sind im Jahr 1772 erbauet worden.

in großer Menge gezieret, welche nicht nur das Auge ergötzen, sondern auch dem forschenden Geiste des Beobachters Stoff genug zum Denken übrig lassen *).

Beschreibung des Astronomischen Uhrwerks.

Ich übergehe eine Menge Denkwürdigkeiten, um nicht zu weitläuftig zu werden, aber jenes berühmte **Astronomische Uhrwerk**, das einem Künstler unsers erfinderischen Zeitalters Ehre machen würde, darf ich nicht übergehen. Schon im Jahr 1352 ist ein solches Uhrwerk, welches in der Hauptsache mit dem noch vorhandenen einerley war, von einem unbekannten Künstler gemacht

*) Von jenen drey Statuen zu Pferd, unten am Münsterthurne, sagt man insgemein: es seyen drey Könige gewesen, die über dem Bau des Münsters arm geworden wären: allein diese Erzählung hat keinen Grund. Der erste ist **Clodovåus**, der das erste hölzerne Münster soll erbaut haben; der zweyte **Dagobertus**, welcher wie es scheint, das Stift mit großen Gütern beschenkt, und der dritte **Rudolph von Habspurg**, der im J. 1262 der Stadt Oberster war, und hernach römischer **Kaiser** wurde.

ISAAC·HABRECHT·SCA
PHUSIANUS·HELVETIUS
Ano ætatis
Christi
1608
Sua
64
Argyroſpum automati, inventor, fabricator,
et autor.
Imortale Habrecht nomen
Isacus habet.

gemacht worden. Als aber dasselbe durch die Länge der Zeit und Mangel an Unterhaltung ganz unbrauchbar wurde, so hat der Magistrat dieser Stadt ein ganz neues zu machen verordnet. Unter Aufsicht und Leitung des Professors in der Mathematik, Conrad **Dasypodius**, wurde das Werk im Jahr 1571 von Isaak **Habrecht**, einem Uhrmacher aus Schafhausen gebürtig, (dessen Bildnis ich meinen Lesern hier mittheile) wie auch M. **Wolkenstein** von Breßlau, und Tobias **Stimmer** dem Mahler angefangen, und auf Johannis Tag 1573 vollendet. Dermalen ist es ganz auseinander gelegt, weilen es wieder einer neuen Ausbesserung bedarf, welche unser berühmte Künstler in diesem Fach, Herr **Maybaum** übernehmen wird.

Ganz unten siehet man einen Pelikan, der eine Himmels-Kugel auf dem Rücken trägt; diese Kugel drehet sich alle 24 Stunden um sich selbst herum; und zeiget den Auf- und Niedergang der Sonne, des Monds, den Lauf und die Bewegung der Planeten und des ganzen Sternen-Himmels. Dasypodius selbst hielt diesen Globum vor das fürnehmste Stück an dem ganzen Werk.

In der ersten Abtheilung des Uhrwerks ist eine

große runde Scheibe, in drey Theile zerschnitten, welche einen immerwährenden Calender enthalten: die gröste dieser Scheiben läuft von der linken zu der rechten Hand alle Jahr einmal herum; und zeiget die Monate, Wochen und Tage mit den unbeweglichen Festen und Namen, wie im Calender. Auf der einen Seite zeigt Apollo mit einem Pfeil den jedesmaligen Tag an; und auf der andern weiset Diana den Tag, der gegen jenen das halbe Jahr ausmacht. Die zweyte Scheibe läuft der ersten entgegen, nemlich von der Rechten zur Linken, und zeiget die Tages-Länge, die beweglichen Feste, Schalt-Täge, Sonntags-Buchstaben, und andere zum Calender gehörige Sachen. Der innere Theil der Scheibe stehet still, und stellet eine Landtafel vor. Oben über der Calenderscheiben ist eine runde Ausladung, in welcher die sieben Planeten auf römischen Triumphwagen abwechselnd zum Vorschein kommen, und also die Namen der sieben Wochen-Tage anzeigen.

In der zweyten Abtheilung ist ein Astrolabium oder Sternlaufs-Tafel, mit Zeigern der sieben Planeten, welche ihren Lauf und Stand anzeigen, und auch die ordentliche Stunden- und Minuten-Uhr. Zu beyden Seiten desselben sitzt ein Knäblein, von welchen das eine, wenn die

Stunde geschlagen hat, eine Sanduhr umkehret, und das andere mit einem Zepter die Streiche der Glocken nachzählet. Ueber dem Uhrblatt ist die Mondstafel, welche das ab- und zunehmende Licht des Mondes anzeiget.

In der dritten Abtheilung siehet man das vierfache Alter des menschlichen Lebens, Kind, Jüngling, Mann und Greiß auf einem Rad herumgehen, und die Viertel-Stunden schlagen. Unmittelbar über denselben hängt die Stunden-Glocke, an welcher der Tod die Stunden schlägt, aber von dem Herrn Christus jedesmal wieder zurücke getrieben wird. Ganz oben im Helm ist ein Glockenspiel verborgen, das verschiedene geistliche Lieder spielt. Zur linken Seite der Uhr stehet der Kasten, in welchem das Gewicht läuft; auf demselben ist ein Hahn, der jedesmahl ehe die Stunde schlug, die Flügel geschwungen und gekräht haben soll.

Wenn man vorgiebt, der Magistrat habe dem Künstler die Augen ausstechen lassen, damit Straßburg den Ruhm eines solchen Kunstwerks allein besitzen möchte: dieser aber, um sich zu rächen, habe unter dem Vorwand, die Uhr noch mehr zu vervollkommnen, dieselbe verdorben, und seitdem brüllen die Löwen, und krähe der Hahn nicht mehr: so ist dies eine schändliche Verleumdung, die kaum

eine Widerlegung verdient. Die Löwen sind nur zur Zierde da, und brüllten niemals; der Hahn aber krähete vor ungefähr zwanzig Jahren noch. Nein, mit solchem Undank hat Straßburg seine grösten Männer nie belohnt. Eines so hohen Grades von Ehrgeiz und Grausamkeit dürfte vielleicht wohl ein Asiatischer Despote fähig seyn, aber nicht Straßburgs Bürger! und gleichwohl hat diese unsinnige Verleumdung, sowohl im Auslande, als auch unter uns, Glauben gefunden. Lernet daraus, ihr jungen Erdenbürger, **wie wenig der allgemeinen Volkssage zu glauben ist. Prüfet alles, untersuchet alles, und glaubet nichts Böses von andern, ohne hinlänglichen Beweiß.**

Ehe wir diese Erzählung von dem prächtigen Münstergebäude beschliessen, so werfet noch einmal eure Blicke auf jene stolze Straßburgische Pyramide, welche der Grösten unter den Egyptischen an Höhe nur 24 Schuhe nachstehet, aber an Kunst, Zierde und Nutzbarkeit dieselben weit übertrift. Denket euch ihren kühnen Meister **Erwin von Steinbach** und seine eben so große Nachfolger! welch ein Genie — welch ein unternehmender, Ideenreicher Geist muß unsern **Erwin** erfüllt haben; der in einem so kleindenkenden,

kunstarmen Zeitalter — ohne Anweisung, ohne ein ähnliches Muster der Baukunst gesehen zu haben — dieses erhabene, und in seiner Art einzige Gebäude schuf! Wahrlich es ist der redendste Beweiß von **Erwins Größe**, und die schönste, von ihm selbst errichtete **Ehrensäule**, die seinen Ruhm der Nachwelt verkündiget. Hochachtung, Bewunderung und Dank verdient der Mann, der so wie **Erwin** sein Talent erhöhet, und zum Nutzen, und zur Ehre des Vaterlandes anwendet.

Unterdessen hat uns die Betrachtung des herrlichen Münstergebäudes unvermerkt bis in das sechzehnte Jahrhundert heraufgeführt: wir müssen also um guter Ordnung willen wieder auf jene Zeiten zurücksehen, in welchen der Grund zu diesem kunstvollen Gebäude gelegt wurde; es war das Jahr 1276.

Rudolph von Habspurg kommt das erstemal als Kaiser nach Straßburg.

Drey Jahre vorher erhielt Straßburgs Glück und Ruhm einen neuen Zuwachs dadurch, daß ihr getreuer Bundesfreund und ehemaliger oberster Panierherr **Rudolph von Habspurg**, im Jahr 1273 zum Römischen Kaiser erwählt wurde.

Noch vor seiner Krönung kam er mit einer Begleitung von 1200 Personen nach Straßburg; die Stadt empfieng ihn mit der lebhaftesten Freude, huldigte ihm als ihrem Oberhaupte, und beschenkte ihn mit 16 Fudern Wein; 10 Ochsen; 200 Viertel Habern, für 25 Gulden Fische, und einem goldenen Gefäß mit 2000 Goldgulden. Seine Gemahlin und Prinzeßinnen wurden noch besonders herrlich beschenkt; auch sorgte der Magistrat für die Unterhaltung seines Gefolges, und schickte bey der Abreise zur Krönung in Aachen, vier große Schiffe mit Brod, Fleisch, Wein, und andern Lebensmitteln, zur Unterhaltung seines Hofstaats nach. Einige Wochen nach seiner Krönung war er schon wieder in seinem geliebten Straßburg; trug noch seinen alten grauen Rock, und gieng mit den Bürgern ganz vertraulich um *).

Seinen Amtleuten in der Landgrafschaft Elsaß verbot er bey hoher Strafe, von den Straßbur-

*) Es war damals eine so wolfeile Zeit, daß ein Viertel Waizen nur 10 Kreuzer, Korn 8 Kr. Gerste 6 Kr. galt; Eyer gab man 14, und Häringe 8 um einen Pfenning: aber dem fleißigsten Taglöhner gab man auch nur 3 Pfenninge Taglohn.

gischen Usburgern keine Steuer zu nehmen, noch irgend einen Dienst als Schuldigkeit von ihnen zu fordern. In allen Händeln, welche die Stadt mit denen von **Lichtenberg** und dem übrigen benachbarten Adel ihrer Freyheiten halber hatte, half er Straßburg treulich; wie er auch überhaupt immer die Städte begünstigte. Im Jahr 1282 hielt er einen Landtag in unserer Vaterstadt; steuerte den Räubereyen, welche viele vom Adel aus ihren Felsen-Nestern ungescheut trieben, und stellte Ordnung und Friede wieder her. Während diesen heilvollen Bemühungen in Straßburg wurde der große wohlthätige Mann plötzlich in großes Leidwesen versetzt; sein zweyter Prinz **Hartmann**, ein Herr von 18 Jahren, wollte seinem Herrn Vater auf dem Rhein von Basel nach Straßburg folgen; aber nicht weit von Rheinau scheiterte das Schiff, und der junge Prinz mit vielen andern vornehmen Herren ertranken.

Im Jahr 1291 kam Kaiser Rudolph das leztemal zu uns. Er war damals 73 Jahr alt und sehr schwächlich; fühlte sein herannahendes Ende, und nahm von seinen lieben Straßburger Freunden beweglichen Abschied; reißte darauf nach einem achttägigen Aufenthalt nach Speyer, starb aber unterwegs zu **Germersheim**.

Erdbeben.

Es ist sehr beruhigend für die Bewohner Straßburgs, daß die schröcklichste unter allen Natur-Begebenheiten, ich meyne die **Erderschütterungen**, welche oft in einem Augenblick die blühendsten Städte und Länder zerstören, und ihren Einwohnern, unter dem Schutt ihrer Gebäude, ein schreckenvolles Grab bereiten, diese Stadt noch niemalen empfindlich betroffen hat. Zwar in den Jahren 1289 und 1357 waren die Erdstöße allerdings heftig genug; bey dem ersten war das Münstergebäude seinem Einsturz nahe; die Säulen bewegten sich sichtbar; das zweyte war um so viel schröcklicher, als erst das Jahr vorher die benachbarte Stadt Basel in wenig Minuten durch ähnliche Erschütterungen fast ganz in einen Steinhauffen verwandelt wurde. Unsere Väter zitterten vor Angst, und flohen aus ihren Häusern auf das Feld, und in die Gärten unter leichte Zelten: der Magistrat hielt seine Sitzungen nicht mehr auf der Pfalz, sondern unter dem freyen Gottes-Himmel, in des Bischofs Garten. Die Mauern zersprangen; die Glocken-Stühle brachen, und manche Kamine stürzten ein, aber weiter geschahe kein Unglück. Die gute Stadt Basel hingegen hat dieserwegen schon

manche Angst erfahren: im Jahr 1021—1246 war es schon schröcklich genug; die alte Pfalz hinter dem Münster stürzte damalen nebst andern Gebäuden ein; im Jahr 1256 war die ganze Stadt ihrem Untergang nahe — und seitdem ist sie noch 21mal geängstiget, aber doch, Gott sey es gedankt, nicht mehr sehr beschädiget worden.

Große Theurung.

Eine andere große Plage, der Hunger traf hingegen unsere Vaterstadt schon oft sehr empfindlich: aber nicht immer war er Folge des Mangels an Lebensmitteln; öfters verursachte blos die Gewinnsucht einiger Wucherer, und der unersättliche Geiz der großen Volksdrücker eine Hungersnoth, welche die arbeitende Volksklasse oft bis zur Verzweiflung trieb. Dieser Fall ereignete sich unter andern auch in dem Jahr 1294. Das Viertel Waizen galt damals 14 Schillinge, dieses war nach den Umständen der Zeit, da der Verdienst so äussest gering war, sehr viel. Der reiche Adel theilte freylich 100 Viertel unter das arme Volk aus, aber das war bald verzehrt; als nun einige Tage gar kein Brod zu bekommen war, weil die Becker nicht backen wollten; so rottete sich das Volk zusammen, und stürmte

alle Brodbänke oder Läden in der ganzen Stadt. Wenn es wahr ist, was eine geschriebene Chronik behauptet, daß viele Becker Frucht genug vorräthig hatten, aber es darum zurücke hielten, damit der Preiß des Brodes noch höher steigen möchte; so hätten diese sicher eine härtere Strafe verdient: in diesem Fall waren aber gewiß nicht alle Becker; und gleichwohl mußte hier der Unschuldige mit dem Schuldigen leiden. Ist aber dieses nicht allemal der Fall, wenn der Pöbel in seiner eigenen Sache Richter ist?

Im Jahr 1316 war die Theurung und die daher entstandene Hungersnoth viel größer, als die erst erzählte: in der Stadt galt ein Viertel Waizen 30 Schillinge, und auf dem Lande war es noch um 15 Schillinge theurer: wahrscheinlich kam es daher, daß die armen Leute auf den Dörfern, welche noch unter einer schweren Leibeigenschaft schmachteten, und fast alles an ihre Unterdrücker abgeben mußten, keinen Vorrath hatten, der sie in Fehljahren vor dem Hunger hätte schützen können; auch kein Geld um es den unmenschlichen Volks-Tyrannen bezahlen zu können; und da die reichen Gutsbesitzer sich gröstentheils in der Stadt aufhielten, so floß der Ueberfluß an Getraide daselbst in großer Menge zu-

sammen: war nun dieses in einem hohen Preiß, so öffneten jene ihre vollen Kästen zum Verkauf, wie es heut zu Tage manche reiche Bauern, Korn-Wucherer und viele Herrschaften noch machen. In bemeldtem Jahr war die Noth so groß, daß das arme Volk die unnatürlichsten Dinge aß; woraus ansteckende Seuchen und Krankheiten entstanden, welche in der Stadt und auf dem Lande viele tausend Menschen dahin raften. Bisher stand der **Spital** an der **Krämergasse**, und die Häuser der rechten Seite des **Spitalgäßleins**, welche auf die von der linken Seite des **Fischmarkts** stossen, machten den **Spitalgraben** aus, auf welchem die Todten in großen Gruben verscharrt wurden: nun aber wurde der Platz zu enge, und die Sache überhaupt zu bedenklich; man suchte also einen geräumigern Ort, und bauete den Spital ausser den Stadtmauern, zwischen dem **Spital-** und dem **Elisabethen-Thor**, allwo er blieb bis im Jahr 1392, da er wieder abgebrochen, und nun an denjenigen Ort versetzt worden, wo er jetzt noch stehet. Daher mag es kommen, daß manche von jenen Häusern am **Fischmarkt** und im **Spitalgäßlein** noch einen Grundzins an den Spital bezahlen müssen.

Siebenter Abschnitt.

Innerliche Unruhen zu Straßburg.

Hatten gleich Straßburgs Bürger bisher für ihre Freyheit gegen die Bischöffe und andere Feinde ritterlich gekämpft; von den Kaisern manche schönen Rechte erworben, und sich allbereits bis zu der Würde **freyer Reichsbürger** emporgeschwungen: so fielen sie dagegen nach und nach unter die Gewalt einiger ihrer Mitbürger, die man **Adeliche** nannte, welche sie nicht als freye Reichsbürger, sondern als Sclaven behandelten. Der unedle Adel hatte schon lange alle Gewalt und alle Reichthümer der Stadt an sich gezogen; manche unter ihnen fragten nichts mehr nach Gesetz und Ordnung, nach Recht und Billigkeit; führten ein zügelloses Leben, und mishandelten ihre Mitbürger. Wollte z. E. ein Handwerksmann für seine Arbeit bezahlt seyn, so gaben sie ihm wohl Schläge statt Geld; hatte jemand eine Sache vor Gericht, so fand er

anders kein Recht, als er mußte sich unter den Schutz eines Mächtigen vom Adel, der einen starken Anhang hatte, begeben; diesem zahlte er jährlich ein bestimmtes Schirmgeld und dafür nahm er sich seiner an. Mancher Edelmann hatte drey bis vierhundert solcher Schirmburger unter ihm, die er wie seine Leibeigene ansahe, und die sich aus Noth, (gegen die Würde freyer Bürger) kriechend vor ihm bükten; und gerade so gieng es auch in allen andern Städten.

Man konnte leicht voraussehen, daß die Freyheit liebenden Straßburger dieses Unwesen nicht in die Länge leiden würden; die Gährung und das heimliche Gemurmel nahm täglich zu: endlich vergieng den Bürgern die Geduld, aber leider zur Unzeit! Im Jahr 1308 den 31. Juli saßen die Handwerker beysammen, und hatten wohl gezecht; natürlich redeten sie von den allgemeinen Angelegenheiten der Stadt; der Wein, der ihre ohnehin aufgebrachten Gemüther noch mehr erhitzt hatte, brachte sie zu dem tollkühnen Entschluß, die fürnehmste adeliche Familie, **von Zorn**, welche ihre **Trinkstube** auf dem heutigen **Paradeplatz**, neben dem damals hier gestandenen **Barfüsser-Kloster**, auf dem **Hohensteeg** hatte, mit gewaffneter Hand zu

überfallen: allein der Anschlag wurde dem Schultheißen von Straßburg, **Claus Zorn** verrathen, ehe er ausgeführt werden konnte. Dieser ließ in aller Eile die Brücke bey dem Pfenningthurn, die damals nur hölzern war, abwerfen, daß niemand hinüber konnte; die Handwerker zogen also mit ihren Panieren (Fahnen) an der kleinen Mezig hinauf, und wollten über das **Barfüsser-** oder **Mezgerbrücklein** gehen, aber hier wartete der Stadtschultheiß mit seinen Helfern schon auf sie. Sechzehn Bürger wagten es durchzubrechen; allein, wie sie paarweise hinüber kamen, wurden sie niedergehauen; weil wie bekannt, die Brücke sehr schmal ist. Die damals sogenannten Edelleute erhielten also für diesesmal einen vollkommenen Sieg, welcher sie noch vermessener machte. Sie wußten sich denselben auch sehr wohl zu Nutz zu machen. Man stellte sogleich Untersuchungen an; und erklärte alle Bürger, welche an diesem Auflauf Schuld hatten, in die Acht; das heißt: es wurden ihre Güter eingezogen, und ihnen Stadt und Land verwiesen.

Die Bürger mußten also ihre Unbesonnenheit damit büßen, daß sie ihren Nacken auf das neue unter das eiserne Joch des übermüthigen Adels zu beugen gezwungen wurden. Allein da

die Tyrannei durch Gottes Verhängnis, sich gemeiniglich selbst ihr Grab bereitet; und die grösten Unterdrücker der Freyheit oft durch sich selbst gestürzt werden: so gieng es auch bey dem Straßburgischen Adel. Die beyden mächtigsten Familien desselben, die **von Zorn** und **von Mühlenheim**, welche alle Gewalt in Händen hatten, fiengen an eifersüchtig gegen einander zu werden. Die Eifersucht zeigte sich bey allen Gelegenheiten, und hatte traurige Folgen für die ganze Bürgerschaft. Der Magistrat sowohl als alle Einwohner waren in zwo große Partheyen getheilet, welche einander immer entgegen strebten; keine wollte mit der andern nichts zu thun haben, keine der andern nichts verkauffen, abkauffen oder zu verdienen geben; in den allgemeinen Angelegenheiten der Stadt konnte nichts gedeihliches ausgerichtet und beschlossen werden, weil jede Parthey die Rathschläge der andern vereitelte; und alle Augenblicke stand man in Gefahr, bey einem unvermutheten Auflauf Bürgerblut fliessen zu sehen. Bey dieser Erzählung werden meine jungen Leser die Wichtigkeit jener Bitte in der Litaney verstehen lernen: **Allen Rotten und Aergernissen** wolle Gott **wehren!**

Doch fand sich auch einmal eine Gelegenheit,

in welcher eben diese Zwietracht der Häupter unserer Stadt ein großes Glück für Straßburg und die umliegende Gegend war. Im J. 1314 wurde Ludwig von Bayern zum Kayser erwählt, welcher aber mit seinem Gegen-Kayser, Friedrich von Oesterreich einen langen Krieg führen mußte, ehe er ihn überwand. Jeder dieser Fürsten bewarb sich um die Beystimmung der Reichsstände, und behandelte alle diejenigen als Feinde, die es nicht mit ihm hielten. Die Zornische Familie, so wie auch der Bischof, hielt es mit Friedrich von Oesterreich; und die Mühlenheimer mit Ludwig von Bayern. Als darauf im Jahr 1320 die Armeen beeder Fürsten 75,000 Mann stark, in der Nähe unserer Vaterstadt zu Felde lagen, unterstützte der Bischof und die Zornen die österreichische Armee mit Waffen und Lebensmitteln, so viel nur aufzubringen war: ja die letztern schickten Friedrichen sogar hundert gerüstete Reiter zu Hülfe: das nemliche thaten hingegen die Mühlenheimer an Ludwig von Bayern aus allen Kräften. Hiemit hatten beyde Theile Ursache genug, die Straßburger als Freunde zu behandeln, welches ohne diese Trennung der vornehmsten Familien unmöglich hätte geschehen können;

weil

weil die Stadt für die eine oder die andere Parthey sich hätte erklären müssen. So weiß Gott das gröste Uebel in eine Quelle des Segens zu verwandeln!

Endlich erklärte sich der Sieg in dem Jahr 1322 für Ludwigen von Bayern, welcher in einer Hauptschlacht bey Mühldorf, seinen Gegen-Kaiser überwand, und selbst gefangen bekam. Nun frohlockte die Mühlenheimische Parthey, aber den Zornen war eben nicht wohl bey der Sache. Obgleich die leztere 34, und die erstere nur 24 Familien stark war, so stüzte sich diese jezt desto mehr auf die Gnade des Kaisers, der sie auch solche, durch Verleihung ansehnlicher Lehen, schon empfinden ließ. Kaiser Ludwig kam nun selbst nach Straßburg: die Bürgerschaft schwur ihm den Eid der Treue, wozu sich aber die von Zorn noch nicht bequemen wollten, sondern vorgaben, daß sie den Ausgang dieser streitigen Kaiserswahl abwarten wollten: die Mühlenheimischen hingegen begleiteten den Kaiser mit 120 Pferden.

Durch alle diese Umstände wurde der Haß dieser beeden Geschlechter immer größer. Eines Tages klagte ein Herr von Zorn bey sizendem Rath, mit wie großer Gefahr er und die Seinige

den Sitzungen beywohnen müßten, da ihre Trinkstube zum Hohensteeg allzuweit entfernt, und ihnen also nicht so bald von den Ihrigen Hülfe geleistet werden könnte; da im Gegentheil die Mühlheinrischen von ihrer Trinkstube zum Mühlstein, alsbald unterstützt würden, weil sie nahe an der Pfalz *), und immer mit bewaffneten Leuten besetzt wäre; daher diese Parthey schon viele unbillige Sachen bey Rath durchgetrieben; sie hingegen, die Zornen, bald nicht mehr dahin zu kommen sich getrauten. Auf diese Klage hin beschloß der Rath, eine neue Pfalz, welche von beyden Trinkstuben gleich weit entfernt wäre, auf dem Fischmarkt, neben St. Martin, anzulegen; der Bau wurde sogleich angefangen, und damit man ja alle Gelegenheit abschnitte, daß diese erhitzten Hähne nicht an einander gerathen möchten, so machte man für jeden Theil eine eigene Treppe, und an der Rathsstube eine besondere Thüre. Dieses geschahe im Jahr 1321. Diese Pfalz ist aber im Jahr 1780 wieder abgebrochen, und ein Wachthaus an dessen Stelle erbauet worden.

*) Die alte Pfalz stand, wo heut zu Tage der Bischöfliche Pallast oder das neue Gemeinhaus stehet, und der Mühlstein zunächst bey der neuen Brücke.

In dem nemlichen Jahr ist auch der alte **Pfennigthurn** an der kleinen Mezig, wo ehedessen das **Rindshäuter-Thor** war, gebaut worden; um in den Gewölbern dieses starken Thurns der Stadt Schatz, Briefe und Freyheiten, mit allem was sie kostbares hat, vor Brand und gewaltigem Einbruch zu sichern. Im Jahr 1414 schlug der Bliz in diesen Thurn, und der Dachstuhl verbrannte: damit nun dieses nicht mehr geschehen könne, so machte man, statt eines Dachs, oben eine steinerne Trückeney, oder Altan. Die Verwaltung des Pfennigthurns wurde dreyen Bürgern, zweyen vom Adel und einem von den Handwerkern anvertrauet, welche die Einnahme und Ausgabe der Stadt besorgen, und alle Wochen dem Rath Rechnung ablegen sollten; welche Einrichtung bis auf unsere Zeiten geblieben ist. Der Thurn aber ist im J. 1768 abgebrochen, und die daneben gestandene **Rentmeisters** Behausung neu gebauet, und dazu eingerichtet worden.

Indessen dauerte der Krieg zwischen Oesterreich und Bayern noch immer fort; und Kaiser Ludwig gerieth darüber in des Pabsts Bann. Da aber dessen unerachtet die Stadt Straßburg mit ihren Verbundenen dennoch treulich auf

Ludwigs-Seite blieb, und den ihm geschwornen Eid nicht brechen wollte: so gebot der Pabst allen Geistlichen die Stadt zu verlassen, und alle gottesdienstliche Verrichtungen, als Chorsingen, Meßlesen, Predigen, Sakrament austheilen, Kranke besuchen, Todte begraben und dergleichen, einzustellen. Die Augustiner waren sogleich gehorsam, zogen aus der Stadt, und blieben bis nach Ludwigs Tod, siebenzehn Jahre lang entfernt; worüber sie in große Armuth geriethen. Die Barfüsser stellten ebenfalls den Gottesdienst ein, blieben aber in ihrem Kloster und thaten — nichts. Die Prediger-Mönche hingegen hielten den Gottesdienst ununterbrochen fort; da die Barfüsser dieses sahen, fiengen sie auch wieder an, im Chor zu singen. Erst nach einigen Jahren schloßen jene, die Prediger- oder Dominikaner-Mönche, unversehens ihre Kirche zu; und als man sie darüber zur Rede setzte, gaben sie in Reimen zur Antwort:

Darum ist es nicht recht gethon,
Weil man muß fürchten bösen Lohn.

Allein der Magistrat erwiederte ihnen:

Ihr sollt fort singen:
Oder aus der Stadt springen.

Die Prediger-Mönche nahmen also ihr Kreuz und Fahnen, und zogen davon. Ueberhaupt wußte man damalen nicht, wie man mit den Geistlichen daran wäre; einige hielten Gottesdienste, andere nicht; diese stellten sie ein, und hielten sie dann wieder; und jene die seither mit gutem Gewissen den Dienst des Altars verrichtet hatten, schlossen einsmals ihre Kirchen zu: es scheint, diese Herren wußten nicht, ob sie der Stimme des Gewissens oder dem Befehl des Pabsts folgen sollten. Ich weiß gewiß, viele meiner Leser denken hiebey an die Geschichte des Bürger-Eides der Geistlichen in unsern Tagen; und wirklich hat sie viel Aehnliches mit jener, nur daß diese nicht siebenzehn Jahre dauern wird. Weit der gröste Theil der Geistlichen in Frankreich schwuren diesen Eid aus Ueberzeugung ihres Gewissens mit Freudigkeit: einige hingegen sahen ihn für höchst gefährlich, religionswidrig und gottlos an; schwuren ihn nicht, und legten eher ihr Amt nieder. Vielleicht aber sind manche unter den letztern, welche eben nicht die Stimme des Gewissens, sondern ihre Privat-Absichten zu Rathe gezogen haben!

Ausbruch des Streits zwischen denen von Zorn und Mühlenheim, sammt dessen Folgen.

Ob man wohl bisher von Seiten der Stadt alles mögliche gethan hatte, um einem Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen den fürnehmsten Familien vorzubeugen, und an ihrer Aussöhnung zu arbeiten; indem man sie auch wirklich schon so weit gebracht hatte, daß sie wieder zusammen in Gesellschaft giengen: so brach doch endlich der schon lang genährte Funken des Hasses in volle Flammen aus. Im Jahr 1332 den 20. May, an einem Mittwoch war eine große Gesellschaft des Adels, in einem Garten an der **Brandgasse** versammelt, um sich die Nacht hindurch mit Spiel und Tanz zu vergnügen, als plötzlich ein großer Tumult entstand. Die Zornen und die Mühlenheimischen geriethen so hitzig aneinander, daß Sieben von den ersten und Zwey von den letzten auf der Stelle todt blieben. Sie würden einander gar aufgerieben haben, wenn nicht einige andere Herren in das Mittel getreten, und für diese Nacht einen Waffenstillstand zuwegen gebracht hätten.

Ueber diesen Vorfall gerieth die ganze Bürgerschaft in Schrecken und Angst. Aufruhr und innerliche Kriege, mit allen ihren entsetzlichen

Folgen droheten der ganzen Stadt ihren nahen Untergang an! Schon bewarben sich beede Partheyen bey dem benachbarten Landadel um Hülfe; und jeder Theil trachtete darnach, einen ansehnlichen Hauffen Hülfsvölker in die Stadt zu ziehen. Dieses Unglück abzuwenden, giengen einige Bürger zu dem regierenden Städtmeister, stellten ihm die große Gefahr beweglich vor; und erboten sich die Stadt zu beschützen, und die Ruhe wieder herzustellen; wenn er den Bürgern die Schlüssel der Stadtthore, das große Insiegel und der Stadt Panier auf einige Zeit übergeben wollte. Dieser bewilligte alles, jedoch unter der Bedingung, nach hergestellter Ruhe die Zeichen der öffentlichen Gewalt wieder an ihn auszuliefern; welches jene zu thun versprachen.

Allein die Bürger, welche dieses Aristokratische Joch schon lange gern von sich geworfen hätten, ergriffen diese Gelegenheit, die sich ihnen so unerwartet anbot, mit Freuden. Gleich den andern Tag kamen die Zünfte zusammen, und wählten vor allen Dingen einen neuen Magistrat; den sie mit solchen Männern besetzten, von denen sie glaubten, daß sie ihres Zutrauens würdig wären. Dabey begiengen sie aber den großen Fehler,

daß sie die Häupter desselbigen nicht auf einige Jahre, sondern auf Lebenslang anstellten. Nur die vier Städtmeister nahmen sie von der Ritterschaft, diese waren: **Rulmann Schwarber**, Rudolph **Judenbreder**, Hanß von **Schöneck**, und Johannes **Knoblauch**, und ausser diesen einen **Handwerksmeister** (Ammeister) auch aus den Edlen, nebst fünf und zwanzig Rathsherren aus den Zünften. Die gröste Gewalt aber war nun bey dem Ammeister. Der jetzt erwählte hieß: **Burkart Zwinger** (Königshofen nennt ihn Twinger) die vergnügte Bürgerschaft schwur ihrem selbst gewählten Rath, und dieser hinwiederum ihr den Eid der Treue. Bey dieser Gelegenheit wurde der alte Schwörbrief verfertiget und das erstemal verlesen.

Sobald der neue Rath eingesetzt war, so war derselbe zuförderst darauf bedacht, die besten Maaßregeln zu ergreifen, durch welche die allgemeine Sicherheit und Ordnung erhalten werden konnte. Den streitenden Personen wurden sogleich alle Waffen abgenommen, und beeden Theilen gewisse Grenzen bestimmt, über welche sie nicht hinaus gehen durften; die Thore hielt man Tag und Nacht geschlossen, und die kleinen Pforten, welche man offen gelassen hatte, waren mit einer

starken Wache besetzt, die alles untersuchte, was aus- und eingeführt wurde. Die Wachsamkeit und der nicht zu ermüdende Diensteifer der Bürger war unbeschreiblich; Tag und Nacht machten sie starke Patrouillen, und die Mauern und Thürne waren immerfort mit bewaffneten Bürgern besetzt; selbst die Magistrats-Personen mußten auf den wichtigsten Posten die Nachtwache halten, ob sie gleich den ganzen Tag auf der Pfalz zubrachten, indem Vor- und Nachmittag Sitzungen gehalten wurden. Alle Rathsherren erschienen mit Panzer und Schwerdt in den Versammlungen; und gleichwohl durfte es keiner wagen, allein über die Gassen zu gehen. So fürchterlich groß war damals die Gährung im Innern der Stadt: und die Gefahr, auch noch von auswärtigen Feinden angegriffen zu werden, machte diese ausserordentliche Anstrengung der Bürgerschaft unumgänglich nothwendig.

Auch die Festungswerke der Stadt suchte man schleunigst in guten Vertheidigungsstand zu setzen; einige Thore wurden ganz vermauert, und an den gedeckten Brücken brachte man einige Bevestigungen an. Man brach auch die adelichen Trinkstuben ab, damit den Edeln alle Gelegen-

heit sich zu versammeln und neue Unruhen anzuzetteln, abgeschnitten würde; wiewohl einige, und insonderheit der Hohesteeg, (an dem Platz wo er jetzt noch stehet) hernach wieder aufgebauet worden.

Nach diesen und vielen andern Vorkehrungen nahm endlich der Magistrat den Prozeß vor die Hand, stellte ein weitläuftiges Zeugenverhör an, und untersuchte das Verbrechen eines jeden insbesondere. Das Urtheil lief überhaupt dahin aus, daß einige auf etliche Jahre, andere aber auf Lebenslang aus der Stadt verwiesen wurden.

Der neue Bürgerliche Rath, der sich in diesen gefährlichen Zeiten so männlich und weise verhalten hatte, wurde hiemit bestätiget; die Bürgerschaft trat wieder in ihre ursprünglichen Rechte, und dem trotzigen Adel wurde die so sehr misbrauchte Gewalt aus den Händen gewunden; Recht und Gerechtigkeit war nun wieder zu finden; Ruhe, Ordnung und allgemeine Zufriedenheit herrschte in allen Häusern, und alle Bürger Straßburgs freueten sich dieser glücklichen Veränderung.

Zwey Jahre nach diesen Begebenheiten machten die Bürger die Verordnung, daß nur zwey Städtmeister, deren jeder ein halbes Jahr

wechselsweise regieren, und ein Handwerksmeister seyn sollte, welche drey Oberhäupter Lebenslang im Amte bleiben, die Rathsherren aber alle Jahr neu gewählt, und zu allen Stadtämtern und Diensten sollten gezogen werden, dergestalt, daß immer in gleicher Zahl der halbe Theil von dem Adel und Constoflern-Bürgern, der andere halbe Theil von den Handwerks-Zünften sollten genommen werden. Nun wurden mancherley gute Gesetze und neue Einrichtungen gemacht; als z. E. das ordentliche Oeffnen und Zuschliessen der Thore, wenn die Thorglocke angezogen wird; ferner, daß alle Bürger, wenn die Sturmglocke läutet, in ihrer Rüstung vor dem Münster sich versammeln sollten. Auch wurde damals eingeführt, daß die Bürger, wenn sie in den Krieg ziehen, nicht mehr zu Fuß gehen, sondern auf langen schmalen Wägen, einer hinter dem andern reitend, fahren sollten *). So fieng man auch an, aus den Handwerkern eine berittene Schaarwache aufzurichten, und ein Korps Reiterey zu bilden, welches den Dienst der Glefener versehen könnte, damit man auch in diesem Stück nicht mehr von dem Adel ab-

*) Ungefähr so, wie im Winter auf den Rennschlitten einer hinter dem andern reitend sitzt.

hängen dürfe. Diejenigen Zünfte, deren Handwerker mit Pferden umzugehen wissen, wurden daher angehalten, eine gewisse Anzahl Glesen oder Reiter, mit langen Spießen bewaffnet, zu stellen. Dieses giebt uns Gelegenheit auch etwas

Von dem Ursprung des nun ganz aufgehobenen Stallgeldes zu reden.

Unserer Herren Stall, wie man es nannte, war unstreitig eine von den alleraltesten Stadt-Ordnungen und Bürgerbürden. Wenn derselbe eigentlich aufgerichtet worden, ist völlig unbekannt; aber aus einer alten Urkunde, welche Schilter in der zwanzigsten Anmerkung, Seite 1079 anführt, erhellet; daß derselbe schon im Jahr 1249 eingerichtet war. Es hatte aber damit folgende Bewandnis: Die Stadt, welche wegen stets obwaltenden Kriegs-Unruhen, wie auch wegen den oft vorkommenden Feld- und Römerzügen, in denen sie den Kaisern zu dienen verbunden war, eine sehr große Anzahl Pferde nöthig hatte, machte es allen Bürgern zur Pflicht, zum gemeinen Dienst der Stadt, Pferde halten zu müssen. Darüber war eine weitläufige Stallordnung aufgerichtet, welche, bey

der eben angeführten Stelle, verdient nachgelesen zu werden.

Wer zum Exempel 2000 Gulden eigenes Vermögen hatte, mußte ein Pferd, das 20 Gulden kostete, wer 4000 Gulden besaß, eines das 40 Gulden werth war, bereit halten; so stieg mit dem Reichthum die Anzahl und der Werth der Pferde. Diejenigen aber, welche weniger Vermögen hatten, mußten, zwey oder drey mit einander, ein Pferd stellen, nachdem sie geschätzet wurden; sie konnten es aber auch mit Geld bezahlen; sechzehn Gulden rechnete man jährlich für die Erhaltung eines Pferds. Die Pflege und Fütterung war genau vorgeschrieben, einen Sester Haber jeden Tag für ein Pferd. Drey **Stallmeister**, welche häufige Besuche von Haus zu Haus anstellen mußten, hatten über den guten Pferdstand zu wachen, und jeden Mangel oder Nachläßigkeit dem **Marschall**, der über das ganze Stallwesen gesetzt war, anzuzeigen. Nur wenn im Dienst der Stadt ein Pferd ums Leben kam, wurde der Bürger entschädiget, sonst fiel alles zufällige Unglück auf seinen Beutel.

Die bürgerliche Schatzungen oder **Vermögens-Steuer** war eine andere Auflage, welche mit dem Stallgeld nichts gemein hatte. Diese

wurde nach einem gewissen Anschlag, auf dem Schatzhaus entrichtet, deme einer vom Adel und zwey von der Bürgerschaft vorgesetzt waren. Erst im Jahr 1505 ist das Schatzhaus mit dem Herren-Stall verbunden, und das eigentliche Stallgeld ein Zusatz zum Pferdezug genannt worden. Von dieser Zeit an war das mit Unrecht sogenannte Stallgeld nichts anders, als die so hoch nöthige Stadt- oder Bürgersteuer, über welche man weit weniger zu klagen Ursache hatte, als über so viele andere Auflagen, welche die unentbehrlichsten Lebensmittel so sehr vertheuerten. Indessen hatten die, auch in diesem Theil der Verwaltung eingerissenen Misbräuche, und die ungleiche Vertheilung der Auflagen den allgemeinen Unwillen der Bürgerschaft rege gemacht, und der damalige Magistrat sahe sich genöthiget, im Jahr 1789 den 1. Juli diese uralte Einrichtung ganz aufzuheben. Der Ertrag des sogenannten Stallgeldes war indessen nicht so beträchtlich, als man vermuthet hätte. Im J. 1757 war die Einnahme 90,340 Liv. 5 S. 4 D.

Aufhebung des päbstlichen Banns.

Während diesen innerlichen Unruhen, welche in Straßburg vorgiengen, dauerte der päbstliche

Bann noch immer fort, bis Kaiser Ludwig im Jahr 1347 mit Tod abgieng, und Carl IV. erwählet, und von dem Pabst bestätiget wurde. Der neue Kaiser kam das folgende Jahr selbst nach Straßburg und in alle Städte am Rhein. Man empfieng ihn mit gebührender Hochachtung, überreichte die gewöhnliche Geschenke und huldigte ihm. Der päbstliche Gesandte absolvierte hierauf die Bürger von dem Bann, welcher ungerechter Weise so lange auf ihnen lag. Weil aber alle in diesem Bann begriffene Fürsten und Städte, zu Abtreibung aller unbilligen Gewalt ein allgemeines Schutzbündnis mit einander geschlossen hatten: so achteten sie die Bannstralen des Pabsts so wenig, daß der damalige Bürgermeister zu Basel, **Conrad von Bärenfels**, dem päbstlichen Gesandten nach angehörter päbstlicher Bulle, beherzt zur Antwort gab: „**Herr von Bamberg wüsset, daß wir von Basel nicht bekennend noch gloubend, daß unser Herr Kaiser Ludwig selig je ein Ketzer sig gsin, und welchen uns die Churfürsten oder der Mertheil unter ihnen zu einem römischen Künig geben, den werden wir dafür halten, ob er schon niemer von dem Pabst bestättigt wurdi, denn wir werden keines-**

„wegs wider des Richs recht tun. Deshalb „so Jr darüber Gewalt habt uns zu absol- „vieren, so mögend ihrs tun;„ worauf die Stadt Basel ohne ein Bekenntnis der Sünde zu thun, gleichwohl absolvieret wurde.

Tschudi, Schweizer Geschichte
I. Theil, Seite 376.

Streitigkeiten wegen der neuen Rhein-Zölle.

Der neue Kaiser, Carl IV. welcher sich den Churfürsten am Niederrhein gefällig erzeigen wollte, gab denselben das Recht, nebst den alten Zöllen am Rhein, auch noch neue anlegen zu dörfen. Da nun die Schiffarth der Straßburger dadurch gewaltig gehindert wurde, schickte die Stadt einige Abgeordnete an die bemeldten Fürsten, und machte starke Gegenvorstellungen: als aber jene steif auf ihrem vermeinten Recht beharrten, und weder die alten noch neuen Zölle wollten fahren lassen, faßte Straßburg die kurze und männliche Entschliessung, den Rhein zu sperren. Man schlug zwo Reihen Palisaden in den Grund, und zog große doppelte Ketten dadurch, daß kein Schiff weder hinauf noch hinab fahren konnte. Freylich litten Straßburgs

Bürger durch die abgebrochene Handlung auch großen Schaden: aber den Churfürsten wurde über den Verlust, den der stockende Handel verursachte, auch noch die alten und neuen Zölle zugleich abgeschnitten, welche sonst auf immer geblieben, und vielleicht durch ähnliche Begnadigungen anderer Kaiser noch mehr erhöht worden wären. Zwey und ein halbes Jahr dauerte diese Sperre. Straßburgs Standhaftigkeit machte endlich die Fürsten müde: sie gaben nach, thaten auf die neuen Zölle Verzicht, und den 1 May 1351 wurde von Seiten unserer Vaterstadt die Schiffahrt wieder eröffnet.

Achter Abschnitt.

Vertilgung der Juden in Straßburg, und die dadurch veranlaßte zwote Aenderung des Raths.

Ach daß doch Straßburgs Geschichte nicht durch solche schwarze Thaten gebrandmarkt wäre, vor denen die Menschheit schaudert, und deren bloße Erzählung dem edlen Menschenfreund mitleidige Thränen auspresset; Aber was einmal geschehen

ist, wer will es ändern? — Hat die Geschichte nichts Nachahmungswürdiges: so kann sie uns doch vor den Fehltritten unserer Väter warnen; kann uns Menschenliebe und Bruderpflicht einflößen, indem sie uns das abscheuliche des Menschenhasses und Brudermordes vor Augen mahlet! Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, mag denn auch die schröcklichste Scene unserer vaterländischen Geschichte sich unserer Betrachtung vorstellen, sie wird nur die edlern Gefühle der Menschenliebe und des Brudersinnes in uns noch mehr erhöhen, und anflammen.

Im Jahr 1348 im Monat Januar verspürte man weit und breit heftige Erdbeben, und gleich darauf zeigte sich zuerst in Italien, und dann durch ganz Europa eine ansteckende Seuche, welche zum wenigsten den dritten Theil der damals lebenden Menschen plötzlich dahin rafte. Schauderhaft und fast unglaublich sind die Erzählungen der alten Geschichtschreiber über diesen Umstand. **Königshofen** sagt: „Das Sterben gieng von einem Ende der Erden bis ans andere, dis- und jenseits des Meers; und in der Heidenschaft war es noch stärker als in der Christenheit; manches Land starb gar aus, daß niemand mehr da war. **In Straßburg allein starben in**

einem Sommer 16,000 Menschen. „ Platina in seiner Historie von dem Leben der Päbste und Kaiser, (Straßburgische Ausgabe, Seite 188.) behauptet: „Diese Seuche habe in Italien drey Jahre lang gewüthet, und von Tausenden seye kaum der zehende Mensch bey Leben geblieben. „ Tschudi in seiner Schweizer-Historie, welche Iselin im Jahr 1734 wieder neu herausgegeben hat, sagt im fünften Theil des ersten Buchs, Seite 377. — „In gemelten Jahrs 1348, „und ouch das nechstfolgende daruf, war ein „merklicher, unerhörter, grusamer Sterbend in „ganzer Christenheit, also, das vil Stett, „Flecken, Clöster, Landschaften und Inseln „schier gar ußsturben. Dieser Sichthum war „also giftig, daß wenn ein gesunder Mensch dem „Siechen so nah kam, daß er seinen Athem „oder Dunst empfand, oder sein Gwand berürt, „der mußt sterben. Das geschah in allen Lan„den, welches zevor von Anfang der Welt nit „erhört worden, daß zu einer Zit in ganzen „Europa, an allen Orten zemal ein soliche Plag „gewesen sig. Es fieng erstmals an dem Meer „an, kam plützlich in ganz Welschland, und „daruff in alles Tütschland, und wärt eine „lange Zit. „

Einen besondern Umstand berührt Tschudi an dem angezeigten Orte, der über die damalige allgemeine Juden-Verbrennung einiges Licht verbreitet, er sagt nemlich: „Nun tet dieser „Bresten in allen Landen den Juden nützit „(nichts, es starben keine an dieser Seuche) „und merkt man daß Si kein Brunnen „Wasser, Cisternen noch Sodwasser me „trunkend noch bruchtend als vorhar. Do „fiel ein Verdacht und Lümbden uff si (in„sonders auf die rothen Juden, die roth bekleid „wårend) daß si alle Brunnen vergift håt„ten, und wurden in etlichen Landen fångklich „angenommen und gepyniget, die verjechend „(bekannten) diese Mißtat. Do fieng man si „schier in allen tůtschen und weltschen Landen, „und wurden die Erwachsenen bi nah all ver„brannt, von ihr großen unerhörten Mörden „wegen, und viel ihrer Kinder wurden behalten „und getauft.„

Nun erzählt Tschudi die Geschichte des Judenbrandes von Basel und Costanz, und dann fåhrt er auf der 378sten Seite fort: „Sie be„kanntend, daß si Såcklein voll Gift in den „Ursprung der Brunnen gethan. Man trank „nachwerts Regenwasser und uß den gros-

„ sen Wasserflüssen, do ließ das Sichthum
„ nach. Man ließ di Juden, di man unschul-
„ dig befand bi leben. Es meynten auch vil
„ wiser Lüte, die Juden wärend nicht schul-
„ dig an Vergiftung der Brunnen, und
„ hättend nur uß großer Marterung solches
„ bekennt, und gabent diese Vergiftung
„ dem großen Erdbiden zu, der im Jenner
„ 1348 gewesen; der hette die bösen, schäd-
„ lichen Füchtinnen (Feuchtigkeiten) und
„ Dämpfe der Erdklüfter eröffnet, und in
„ die Brunnen, auch in die Luft diese Ver-
„ unreinigungen eingegossen, das hettent
„ die Juden, diwil mertheil Ärzte und
„ Naturkundiger waren, uß ihrer Kunst
„ erlernt und vermerkt, und darum die
„ Brunnen und Söd gemiten ze trinkend,
„ ouch andere Lüte an vil Orten davor ge-
„ warnt. Denn es wäre unmöglich, daß
„ si in aller Christenheit einsmols alle Brün-
„ nen hettent vergiften können. Summa
„ es gieng über di Juden uß, und stund
„ Jre Sach ruch! „

Aus diesen Stellen erhellet also klar, daß nach dem Urtheil verständiger und gelehrter Leute, die Vergiftung der Brunnen eine natürliche Folge

des Erdbebens gewesen seyn soll; daß unter den Juden Aerzte und Naturkündiger *) waren, welche diese schädliche Wirkung einsahen, ihr Volk vor dem Quellwasser warnten, und also vor der Seuche verwahrten; und daß die Beschuldigung der Christen, als ob die Juden die Brunnen vergiftet, nichts anders als eine feindselige Verleumdung gewesen seye; — daß die Geständnisse der Juden, welche in den gerichtlichen Akten, von denen Schilter einige anführet, häufig vorkommen, blos eine Wirkung der schröcklichen Marter auf der Folterbank waren; und wenn auch andere ohne Tortur dergleichen Greuelthaten verübt zu haben bekenneten, so sey es blos aus Furcht vor der Folter geschehen.

Nimmt man bey diesen Umständen die große Unwissenheit jener Zeiten in natürlichen Dingen, und die eingeschränkten, fanatischen Religions-Begriffe der Christen in Erwägung, nach welchen sie glaubten, dem Gott der Liebe keinen angenehmern Dienst erweisen zu können, als wenn sie einen Juden oder vermeinten Irrglaubigen mordeten; bedenkt man den so tief eingewurzelten

---

*) Diese Wissenschaften konnten sie von den Arabern, bey denen damals der Sitz der Gelehrsamkeit war, gelernt haben.

Juden-Haß, der durch den Wucher der Juden täglich genährt und vermehrt wurde; siehet man auf die scheinbaren Vortheile, welche die Christen von der Vertilgung der Juden, denen sie große Summen schuldig waren, ziehen konnten: so wird man sich nicht mehr verwundern, daß diese Verleumdung, die noch dazu etwas Wahrscheinliches für sich hatte, so allgemein geglaubt wurde, und alle Nationen gegen die Juden empörte. Wären diese wirklich die Vergifter der Brunnen gewesen, für welche sie unsere Väter, (einige aus Irrthum, andere aus Geiz) hielten: wie gerecht wäre alsdenn die Strafe der Schuldigen?

Schon im November 1348 fieng man an einigen Orten an, sie mit Feuer zu vertilgen. In Basel verbrannte man sie im Jenner 1349; in einem, zu diesem Zweck neu erbauten hölzernen Hause, auf der Rhein-Insel. Bern und andere Städte in der Schweiz, in Savoyen und Italien thaten ein gleiches. Die Bürgerschaft in Straßburg war ebenfalls heftig über die Juden erbittert, und wollte sie durchaus getödtet wissen.

Nun kamen die Fürsten, Herren und Städte aus dem Elsaß in Benfelden zusammen, um

sich der Juden wegen zu berathen, was man thun wollte. Der Bischof und der gröste Theil der anderen Herren waren der Meynung, man sollte sie vertilgen; nur die Straßburgischen Gesandten widerstunden, und sagten: „Sie wüß„ten keine Bosheit von ihren Juden.„ Aber eben diese Erklärung verdroß die aufgebrachte Bürgerschaft; und als in andern Städten des Elsaßes die Juden verbrannt wurden, verlangte sie mit Ungestümm von dem Magistrat, daß man die hiesigen auch verbrennen sollte.

Der damalige Ammeister, **Peter Schwarber**, und die beeden Städtmeister **Sturm** und **Cunz von Winterthur** suchten die Juden zu schützen, und sagten: „**Die Stadt habe den „Juden Schutz versprochen, Geld von „ihnen genommen, und ihnen sichere „Briefe darüber gegeben; das sollte „ihnen die Stadt nun auch halten: es „wäre denn, daß man könnte beweisen, „was man ihnen Schuld gäbe.**„ So gerecht und billig diese Vorstellung war, so wenig wirkte sie auf das erhitzte und erbitterte Volk: die Unzufriedenheit und das Gemurmel nahm vielmehr überhand, und man behauptete laut: „**Die „Häupter der Stadt hätten Geld genommen**

„von den Juden, darum wollten sie dieselbigen „beschützen! „

Endlich an einem Montag nach dem Mittagessen, zogen alle Handwerker in voller Kriegsrüstung, mit Fahnen und klingendem Spiel vor das Münster; vest entschlossen, ihr Begehren mit den Waffen in der Hand durchzusetzen. Als die Edelleute solches sahen, ergriffen auch sie ihre Rüstung; und vereinigten sich mit den Handwerkern zu dem nemlichen Zweck.

Der Magistrat suchte das aufgebrachte Volk mit Güte zu besänftigen. Der Ammeister mit den beeden Stådtmeistern kamen selbst vor das Münster; ermahnten die Bürger nach Hause zu gehen, und morgen vor sitzendem Rath ihre Klagen und Forderungen vorzubringen, man wollte sie gerne hören, und thun was sie verlangten. Mit dieser Erklärung zufrieden, zogen die Zünfte, eine um die andere wieder nach Hause; nur allein die **Mezger** blieben vor dem Münster unter den Waffen; da es die andern Zünfte erfuhren, kamen sie alle wieder zu den Mezgern mit ihren Panieren. Alle Bemühungen der Stådtmeister, sie noch einmal zum Abzug zu bewegen, waren fruchtlos. Jene gaben ihnen vielmehr rund heraus zur Antwort: „Sü wol-

„tent sü nüt me zu Meistere han; dann „ihrs Gewalte were zu vil: sü woltent den „Gewalt minern und glich mache, also, „daß men alle Johr einen Hantwerkmeister „solte haben, und viere Stättmeistere, die „jeglicher ein viertels Johr solte richte, als „es hievor were gewesen.„

Gegen Abend um fünf Uhr versammelte sich ein Ausschuß der Bürger und Edelleute in des Gürtlers Hof, um einen Schluß zu fassen, was weiter zu thun wäre; dieser fiel endlich dahin aus: daß mun den ganzen Magistrat absetzen, und einen neuen wählen sollte. Alsbald zogen die Zünfte vor die Trinkstube am Münster, wo die beeden Städtmeister sich aufhielten, und einer Namens Claus Lappe, hielt im Namen der Handwerker eine Rede an diese Herren, in welcher er verlangte, daß sie die Bürger von ihrem Eid und Pflicht lossprechen, und ihr Amt niederlegen sollten. Darauf gaben die Städtmeister ganz bescheiden zur Antwort: „Sie „hätten es nicht gewußt, daß sie sie nicht „gern zu Meistere gehabt hätten; denn „wider ihren Willen wollten sie nicht Mei„stere seyn. Das große Insiegel, fuhr „Gosse Sturm weiter fort, habe ich nicht bey

„mir; dünkt es euch gut, so schicke ich „darnach, und wir gehen unterdessen mit „euch zu dem Handwerksmeister.„ Diese unerwartete Bescheidenheit gefiel den Bürgern ungemein wohl, und verwandelte ihren Unwillen in Hochachtung und Mitleiden.

Nun gieng der Zug zu dem Ammeister, **Peter Schwarber**. Dieser war, der Sage nach, ein hochmüthiger trotziger Mann, der niemand gute Worte gab, und eben darum allgemein verhaßt war; man beschuldigte ihn auch des Geizes und vieler Ungerechtigkeit. Als nun Claus Lappe von ihm verlangte, daß er die Bürger von ihren Eiden, die sie ihm öffentlich und **heimlich** geschworen hätten, losssprechen, und sein Amt niederlegen sollte, wollte jener nichts davon hören, und forderte Beweise der Klagen die man gegen ihn aufbrächte; aber der gewesene Städtmeister Sturm sagte ihm: „**hier gilt weder Frage „noch Antwort; wir beyde haben unser „Amt aufgegeben, das sollt ihr jezt auch „thun.**„ Schwarber erschrack und that endlich, was er gezwungener Weise thun mußte; flohe aber sogleich aus der Stadt nach Benfelden; denn er merkte, daß noch ein grösseres Ungewitter über ihn ausbrechen würde.

Die Bürger blieben darauf die ganze Nacht vor dem Münster. Am Dienstag Morgens wurde der Rath abgesetzt, und sogleich ein neuer gewählt, wobey die Einrichtung gemacht wurde: **daß vier Städtmeister, jeder ein Viertel-jahr lang regieren, und der Ammeister ein Jahr im Amte bleiben, hernach aber alle abtreten, und durch eine neue Wahl ersetzt werden sollten.** Diesmal war der neue Ammeister ein Mezger, Namens **Betschold**, der Erste Ammeister aus den Handwerken. Am Mittwoch schwur der neue Rath den Bürgern, und am Donnerstag that die Bürgerschaft ein gleiches. Am Freytag ergieng über die abgesetzten Oberhäupter der Stadt das Urtheil, daß der alte Ammeister, Peter Schwarber, auf Lebenslang von der Stadt verbannet, und sein halbes Vermögen, welches auf 3,400 Gulden geschätzt wurde, dem neuen Magistrat verfallen seyn sollte, welcher diese Summe auch würklich unter sich theilte. Doch fühlten diese Herren in ihrem Gewissen, daß dieses nicht schön gehandelt wäre: darum gaben die meisten ihren Theil, nach dem Rath ihres Beichtvaters, entweder an das Münster oder an ein Kloster, manche gaben es dem Peter Schwarber wieder zurücke, der zu Benfelden bey jedermann lieb und werth war, und nur wenige be-

hielten es für sich. Die zwey alten Städtmeister blieben in der Stadt; durften aber zehn Jahre lang nicht mehr in den Rath kommen.

Am nemlichen Freytag wurde nun auch das traurige Schicksal der Straßburgischen Juden entschieden. Ohne weitere Untersuchung faßte der neue, aus lauter Juden-Feinden bestehende Rath den einmüthigen Schluß: alle Juden, welche sich nicht würden taufen lassen, lebendig zu verbrennen *). Nun drangen Schaaren bewaffneter Bürger, in die Wohnungen der Juden-Gasse, und nahmen die unglücklichen Schlacht-Opfer ihrer fanatischen Wuth gefangen. Greise, säugende Mütter, Wöchnerinnen, Kranke, Ehegatten, Eltern und Kinder — alle, welche das vorgehaltene, schon so oft misbrauchte Bild des gekreuzigten Jesu nicht küssen wollten, wurden gebunden und zum Feuer verdammt. So groß aber auch der eingepflanzte Haß gegen den so sehr miskannten Jesum bey allen Juden war und noch ist; so sehr auch die

*) Wenn die Christen glaubten, daß alle Juden an der angeschuldigten Greuelthat Theil hätten: warum verschonten sie denn derer, die sich taufen ließen? waren sie nicht die nemlichen Böswichter, und der nemlichen Strafe würdig?

Grausamkeit der Christen den Abscheu vor seiner Lehre bey ihnen nothwendig vermehren mußte: so heuchelte doch der grössere Theil der Juden, und nahm eine Religion an, welche er im Herzen verfluchte, um dem gefürchteten Feuer zu entgehen. Der übrige Hauffe dieser Unglücklichen erwartete — Gott weiß unter welchen Empfindungen! — sein endliches Schicksal; und dieses war nun schon sehr nahe *).

Man hatte auf dem Platz, auf welchem das Hotel der ehemaligen Intendanz stehet, in welchem heut zu Tage die Departements- und Distrikts-Verwalter sich versammeln, und damals der Begräbnisplatz der Juden war, ein großes hölzernes Gerüste aufgerichtet; dahin brachte man am Sonnabend frühe die bedaurungswürdige Schaar, und zündete darauf das Gerüste an allen Orten zugleich an. Um ihren Schmerz vollkommen zu machen, nahm man ihnen auch

*) Königshofen und andere Schriftsteller, welche es von jenem wörtlich abgeschrieben haben, geben die Anzahl der damaligen Juden in Straßburg auf 2000 an: Wenker in seiner geschriebenen Chronik sagt: daß von 1884 Juden, die in Straßburg wohnhaft waren, 900 verbrannt worden seyen, die übrigen aber ihren Glauben abgeschworen hätten.

noch ihre kleinen Kinder, welche sie mit in das Feuer nehmen wollten, wider ihren Willen weg, und taufte sie vor ihren Augen. Diese Grausamkeit vollbrachten Straßburgs Bürger im Jahr 1349 den 14 Februar am Tage **Valentins**; zu dessen Ehre nachgehends in der jüdischen Synagoge eine Kapelle erbauet wurde *)

Nachdem die grausame Hinrichtung der Juden geschehen war, so wurden auch ihre Schuldforderungen ebenmäßig vertilgt; alle Schuldschriften ins Feuer geworfen, und die, welche man nicht finden konnte, für ungültig erklärt. Die großen Summen, welche die Christlichen Barbaren den Juden schuldig waren, wurden nun auf einmal bezahlt; und das noch vorhandene baare Geld theilte man hernach unter die Bürger, nach ihren Zünften aus. Bey dieser Gelegenheit sagt unser alte Königshofen: „**das war auch die Vergift, die** „**die Juden döttete!**„ er will hiemit sagen: Die Begierde der Christen nach den Gütern der Juden brachte diese um ihr Leben.

---

*) Die weitläufigen Gebäude in der Judengasse Nro. 30 und 31, welche in unsern Tagen von den Hrn. Zahn und Rathsamhausen bewohnt werden, stehen auf dem Platz der jüdischen Synagoge.

Man faßte auch in einer Schöffen-Versammlung den allgemeinen Schluß: „**daß in hundert Jahren kein Jude in die Stadt Straßburg kommen sollte.**„ Allein da die Stadt durch das Absterben der sechzehn tausend Einwohner im vorigen Jahr, und durch die Vertilgung der Juden sehr entvölkert worden, die öffentliche Einkünfte ungemein abgenommen hatten, und die Zeiten nichts destoweniger schwer und drückend waren, so hob man im Jahr 1368 diesen Schluß wieder auf, und nahm das erstemal sechs Juden mit ihren Familien in die Stadt auf; deren Anzahl sich hernach von Jahr zu Jahr vermehrte. Jeder derselben mußte die ersten fünf Jahre für Schutz und Freyheit bezahlen: an den Bischof **zwölf Mark Silber** jährlich; an den **Landgrafen** vom Elsaß, Fürsten zu Oettingen, **zehen Mark**; an die **Stadt aber fünfzig Gulden**, ohne das, was sie an den Kaiser und das Reich abgeben mußten: dabey wurde aber bedungen, daß sie nach Verlauf dieser 5 Jahre, das ganze Schutz- und Kopfgeld bezahlen sollten, welches, wie es scheint, noch einmal so groß gewesen ist. So begiengen die Christlichen Obrigkeiten durch ungeheure Geld-Erpressungen von jeher die schreyendste Ungerechtigkeit an den

Juden;

Juden; und privilegirten, ja nöthigten sie dadurch, auch gegen die Christen ungerecht zu handeln! O ihr Verehrer des liebevollen und gerechten Jesu, beherziget die Worte eures Meisters: mit dem Maaß damit ihr messet, wird man euch wieder messen!

Als hernach die Juden im J. 1388, in einem Streit mit dem Herzog von Burgund verrätherisch gegen die Stadt handelten, wurde ihnen 20,000 fl. Strafe angesetzt, und auf ewige Zeiten in der Stadt zu wohnen verboten; wobey es bis auf unsere Zeiten geblieben ist.

Vierte Veränderung des Regiments.

Die im Jahr 1349 eingeführte Regierungs-Art dauerte indessen nur bis auf das Jahr 1372. Die Bürger sahen, daß die jährliche Veränderung der Regiments-Personen nicht gut seye; sie beschloßen also von freyen Stücken: **daß künftig die vier Städtmeister und der Ammeister zehen Jahre im Amte bleiben, die Rathsherren hingegen gleichwohl alle Jahr neu gewählt werden sollten.** Allein auch diese Einrichtung verfehlte ihren Zweck; daher dieselbe nach Verlauf der ersten zehn Jahre wieder abgeschaft, und die Regierungs-Art vom Jahr 1349 noch einmal eingeführt wurde.

In dem Jahr 1372 suchte man auch eine bessere Ordnung unter den Edelleuten einzuführen. Es hatten sich nach und nach viele in die Stadt geschlichen, von denen man nicht wußte, ob sie Bürger wären oder nicht; waren bürgerliche Vortheile zu geniessen, so gaben sie sich als Bürger an: wenn aber Bürger-Pflichten von ihnen gefordert wurden, so sagten sie: „sie hätten mit der Stadt nichts zu schaffen; sie zehrten als Fremde für ihr Geld.„ Diesem Unwesen zu steuern, wurde befohlen: **Jeder Edelmann sollte noch vor Verlauf eines Monats sich als Bürger erklären, und seinen Bürgereid ablegen: oder zehen Jahre die Stadt meiden.** Die mehresten Edelleute liessen sichs gefallen; aber **Johannes Erb**, ein angesehener Ritter, mit seinem Anhang wollte es nicht thun; er wurde also angehalten, auf zehen Jahre die Stadt zu verlassen.

Nun kündigte er der Stadt alle Freundschaft auf; verband sich mit **Burkart von Vinstingen**, und überfiel Straßburgs Bürger mit Rauben und Morden auf der Straße, wo er wußte und konnte. Auf der Burg zu **Herlisheim** wohnte ein sehr reicher Ritter, **Eppe von Hattstadt**, der ein Straßburgischer **Usburger**

war; diesem stellte Johannes Erb heimlich nach; er sammelte daher in der Stille einen Hauffen räuberisches Gesindel, Herren und Knechte, deren es in jenen Zeiten sehr viele gab, die blos vom Straßenraub sich bereicherten, und überfiel plötzlich bey Nacht die Burg von Herlisheim, eroberte sie, und nahm den Herrn von Hattstadt gefangen. Diesen übergab er seinen Mithelfern zu bewachen; er aber plünderte die Burg, und führte viele Wagen voll Silbergeschirr und anderes geraubtes Gut hinweg. Unterdessen wurde die Sache dem Landvogt von Elsaß bekannt; dieser rannte mit denen von Schlettstadt eilends nach Herlisheim, diese Räuber zu fangen; die von Straßburg kamen auch dazu; sie bestürmten nun das Schloß und eroberten es, befreyten den Ritter, und nahmen 56 dieser Bösewichter mit sich gefangen nach Straßburg; daselbst wurden 3 gerädert, 16 gehenkt, 34 enthauptet, und 3 gefangen behalten. Johannes Erb verglich sich jetzt mit der Stadt, mußte aber seine zehen Jahre aushalten, und während dieser Zeit wurde er von einem andern Ritter erschlagen.

Mit solchen räuberischen Edelleuten, die in ihren stolzen Bergschlössern auf den stillen Wan-

derer im Thal lauerten, und ihn gewaltsamer Weise seiner Güter, und oft auch seines Lebens beraubten, hatten Straßburgs Bürger beständig zu kämpfen. Es vergieng selten ein Jahr, in welchem sie nicht eines oder mehrere dieser hochadelichen Raubnester belagerten, viele auch eroberten und zerstörten; welches aber umständlich zu erzählen zu weitläuftig, und von geringem Nutzen seyn würde. Meine jungen Leser sehen schon aus dem, was bisher von dem Adel in jenen alten Zeiten gesagt worden ist, daß die Geschlechter, welche sich eines alten Adels rühmen, am wenigsten Ursache haben auf ihre Ahnen stolz zu seyn. **Je älter der Adel ist, je schlechter ist er.** Der wahre Adel gründet sich auf Verdienste um das Vaterland; und wo finden wir diese in jenen Zeiten?

Von Feuersbrünsten in Straßburg.

Unsere Vaterstadt wurde in jenen Zeiten sehr oft durch schreckliche Feuersbrünste verheeret, welche manchmal ganze Gassen, ja wohl ganze Quartiere in einen Aschenhauffen verwandelten. Die Bauart unserer Vorfahren war die einzige Hauptursache dieser öftern Unglücksfälle. Die Flamme fand allenthalben Nahrung und keinen

Widerstand. Ganz hölzerne Häuser, eng in einander gebaut, ohne steinerne Giebel, mit zwey bis drey Ueberhängen, welche oben nahe zusammen stießen, mußten nothwendig einander leicht entzünden, und die Löschanstalten erschweren, oder gar unmöglich machen.

Im Jahr 1280 brannte es am **Holzmarkt**, und in der **Corduan**= oder **Kurbengasse**, wobey viele Häuser ein Raub der Flammen wurden. Im Jahr 1353 gieng in eben dieser Gegend ein Feuer auf, welches in der **Kurbengasse**, dem **Spitalgäßlein** und dem **Ferkelmarkt** 53 Häuser verzehrte.

Der große Brand im Jahr 1298, von dem schon oben, Seite 217 Meldung geschehen ist, in welchem 355 Häuser im Rauch aufgiengen, betraf die Gegend um das Münster, bey dem alten **Falkenkeller**, die **Kurbengasse**, die **Krämergasse**, **Fischmarkt**, **Schneidergraben**, **Spießgasse**, bis an die Gewerbslaube. Ein und zwanzig Jahre hernach im J. 1319, brannte die **Spießgasse** und der **Schneidergraben** zum andern mal ganz ab. Und noch einmal wüthete die Flamme in dieser Gegend, und legte im Jahr 1352 nicht nur die neuerbauten Häuser der eben genannten Gassen in die Asche, sondern

verzehrte auch die Gebäude und Läden um die Pfalz herum, bis zu der alten Münze in der Schlossergassen.

Im Jahr 1327 kam in der Stadelgasse Feuer aus, welches sich auch über den Rindshäuter- oder Gerbergraben verbreitete, und 46 Häuser in Asche verwandelte. Noch greulicher wüthete die Flamme 57 Jahre hernach in dieser Gegend, als im J. 1384 auf dem Gerbergraben Feuer auskam, welches sich schnell in der Stampfgasse und über das Wasser herüber in die große und kleine Stadelgasse, auf dem Barfüsserplatz bis an des Gürtlers, Gotteshaus, ausbreitete, und 166 Häuser verzehrte. Von diesem Hause, wo der Brand sich endigte, bekam die Gasse den Namen: **Brand ein End.** (Brände-End).

Im Jahr 1373 verbrannten in der Dauphinegassen und im Mezgergießen bey achtzig Gebäude. Noch zweymal wüthete die Flamme in diesem Jahr, in der Gegend des Weissenthurns. Etliche fremde Knechte hatten in der Vorstadt bey St. Aurelien gedroschen; diese glaubten, es sey ihnen einiges Unrecht geschehen an ihrem Lohn; um sich zu rächen, steckte einer von ihnen das Haus mit Feuer an, und dieses grief, wegen dem vielen Heu und Stroh, so

schröcklich um sich, daß alle Häuser auf dieser Seite, von **St. Aurelien** bis an den **Graben**, im Rauch aufgiengen. Dieses geschah an St. Jakobi Tag. Sieben Wochen hernach wurde in eben dieser Vorstadt abermal Feuer eingelegt, durch welches eine lange Reihe Häuser, und zugleich die ganze Aerndte in dieser Gegend ein Raub der Flammen wurde. Kaum waren diese Häuser wieder erbaut worden, so zündeten sie die Bösewichter noch einmal an. Man bekam aber drey von diesen Mordbrennern gefangen, und verbrannte sie lebendig.

Der gröste Brand aber entstund in dem Jahr 1397 bey einem ausserordentlichen Wind, in dem Hause **zum Grün**, gegen dem Spitalthor über, wo jetzt die Heuwaage ist; durch welchen diese ganze Gegend bis an das **Mezger**- oder **Dauphinethor**, in allem 400 Häuser und 200 Scheuren, von der Flamme verzehret wurden. Andere auch sehr schädliche Feuersbrünste übergehe ich Kürze halber; und ermahne nur meine Mitbürger, das Glück unserer Tage in Feuers-Gefahren gegen Gott und unsere weisen Vorgesetzten mit gerührtem Herzen zu erkennen, und die desfalls vorgeschriebenen Bau- und Feuer-Ordnungen pünktlich zu befolgen!

Die Engländer plündern das Elsaß.

Die sogenannten **Engländer** waren nichts anders als abgedankte Völker, welche vorher dem König von England gegen Frankreich gedient hatten, und nun blos vom Raub lebten; deren Anzahl sich mit jedem Tag vermehrte. Dieses Volk kam den 4. Julius 40,000 Mann stark und gröstentheils zu Pferd, über die Zaberer Steige ins Elsaß. Man hatte schon einige Zeit vorher das Landvolk gewarnt und ermahnt, mit ihren besten Sachen in die Städte und Schlösser zu flüchten; allein dieses glaubte die Gefahr nicht so nahe, und brachte nichts in Sicherheit. Jene raubten nun alles was sie fanden, und zwangen die Leute durch große Martern ihnen ihre verborgenen Schätze auszuliefern; wenn aber dieses geschehen war, so waren sie zufrieden, und thaten niemand nichts. Sie verbrannten auch keine Dörfer; rauben war ihr einziges Geschäfte. Und da sie kein schweres Geschütz und andere zum Sturm nöthige Werkzeuge mit sich führten, so konnten sie den Städten nichts abgewinnen, sie bekamen keine einzige in ihre Gewalt.

Doch wagten sie sich einmal bey der Nacht in die **Vorstadt von St. Aurelien** zu Straßburg, plünderten dieselbe rein aus, und verbrann-

ten einige Häuser in Königshofen, in Hofnung, die Bürger zu einem Ausfall zu bewegen; diese blieben aber die Nacht über in Ruhe. Des Morgens hatten sich die Engländer auf dem Felde bei dem Galgen gelagert, und erboten sich zum Streit; die Bürgerschaft aber stand bewaffnet vor dem Münster, und vertheilten sich auf die Mauern und Thürne. Die **Mezger** hingegen wollten hinaus zu den Feinden, mit ihnen zu streiten; aber die Hauptleute ließen es nicht zu, weil die Uebermacht der Engländer zu groß war. Endlich nachdem sie vier Wochen im Lande den Meister gespielt, und übel gehauset hatten, zog der Kaiser eine Armee zusammen, und jagte die unverschämten Gäste aus dem Lande.

Vierte Erweiterung Straßburgs.

Diese beschreibt Specklin folgendermaßen: „Im Jahr 1374, als die drey Vorstädte ganz „bloß lagen, und etlichemal Feuer eingelegt „wurde, auch die Englischen viel Schaden ge„than hatten, und man mit dem Bau in der „Krautenau und Finkweiler fertig war, da hub „man an die Wagner- oder Weissenthurn„Straße, die Kronenburger- und Stein„Straße zu der Stadt zu begreiffen. Das

„Werk wurde um Martini angefangen. Da „wurden gute Gräben und Mauern mit Umgängen, auch starke Thürne und Wickhäuser dazwischen gemacht. Die drey Thürne aber am „Weissenthurn- Kronenburger- und Steinstraßerthor standen als Wachtthürne schon vorher „da, hatten aber weder Graben noch Mauern, „sondern nur einen Zaun und Flüßlein von der „Breusch. Im Jahr 1390, also in sechzehn „Jahren, wurde der Bau vollendet.

Durch diese Ummaurung kam sehr viel Ackerfeld mit in die Stadt. Und ob man gleich 1392 die Einwohner des abgebrochenen Dorfs **Königshofen**, welches vor dem Weissenthurn stund, und St. Aurelien zur Pfarrkirche hatte, in die neuen Vorstädte verpflanzte; und hernach im Jahr 1475, als man wegen eines zu besorgenden feindlichen Ueberfalls 680 Häuser ausserhalb der Stadt abbrechen mußte, wieder 120 Hofstädte im alten und neuen **Bruch** anlegte, so ist doch auch noch auf den heutigen Tag in diesen Vorstädten viel überflüßiger Raum und große Gärten anzutreffen.

Kaum hatte man angefangen diese drey Vorstädte zu ummauern, als im Jahr 1375 ein großes Heer der sogenannten Engländer ins

Elsaß einrükte. Man schäzte sie auf 60,000 Mann. Sie beraubten, plünderten und quälten das arme Landvolk, wie das erstemal; droheten auch wieder in die Vorstädte Straßburgs einzufallen. Allein man hatte von Seiten der Stadt solche Vorkehrungen getroffen, daß ihnen die Lust vergieng. Sie zogen also von St. Gallen gegen Oberhausbergen, ruhig neben der Stadt vorbey.

Da einige Jahre vorher das Schießpulver erfunden, und in Straßburg sogleich, ja am allerersten der Gebrauch der Feuergewehre eingeführt wurde*); auch jezt, wie Königshofen erzählt, auf alle Thürne Geschüz und große Büchsen aufgepflanzt waren: so würde dieses Räubergesindel sehr blutig davon gekommen seyn, wenn sie ihre Begierde, die Vorstädte zu plündern, nicht aufgegeben hätten. Dieses muß man aber diesem Volk auch noch zum Ruhm nachsagen, daß sie die Aerndte schonten; weder Reben noch Obstbäume beschädigten; von dem

*) Um diese Zeit kamen auch die Schützen-Gesellschaften auf, welche noch in vielen Städten des teutschen Reichs fortdauern. Die Obrigkeiten gaben nemlich allen die es wagen wollten, sich im Gebrauch der Feuergewehre zu üben, ansehnliche Belohnungen oder Freyheiten.

Vorrath an Wein und Frucht nichts verdarben, sondern nur so viel davon nahmen, als sie nöthig hatten. So lange sie im Lande waren, galt ein Viertel Waizen 7 Schilling, nach ihrer Abreise 5 Schilling, und eine gute Maaß Wein 3 Pfenning; und darauf folgten noch sechs fruchtbare Jahre.

Streit zwischen den Geschlechten von Rebstock und Rosheim.

Um diese Zeit, im Jahr 1374 ereignete sich abermal ein blutiger Streit zwischen zwey adelichen Geschlechtern, der aber bey der damaligen Verfassung weniger gefährlich als der erste war. Die Familien **Rebstock** und **Rosheim** geriethen in der Gegend von St. Thomas, bey einer Gasterey, in einen so heftigen Streit, daß von denen von Rosheim drey auf der Stelle todt blieben. Wegen dieser That wurde zwölfen von Rebstock die Stadt verboten; und diese zogen nach **Molsheim**. Als ihre Gegner dieses erfuhren, schlichen sie sich heimlich auch in diese Stadt, hielten sich einige Tage verborgen, und warteten auf Gelegenheit, ihre Feinde unverhoft zu überfallen. Davon wußten nun die von Rebstock nichts; und als diese einst des Nachts auf der

Edelleute Trinkstube zu Molsheim ganz sicher saßen, überfielen sie die von Rosheim plötzlich mit gewaffneter Hand, und erstachen acht auf der Stelle. Zu ihrer Flucht hatten die von Rosheim schon die nöthigen Anstalten getroffen; sie liefen an die Stadtmauern, und kamen mit Leitern und Seilen glücklich hinüber. Diesen Meuchelmördern wurde hierauf ebenmäßig auf zehen Jahre die Stadt verboten; und hiemit war die Ruhe wieder hergestellet.

Große Seuchen in Straßburg.

Schon im Jahr 1363 war wieder eine große Seuche in unserer Vaterstadt, welche eben so viele Menschen dahin rafte, als diejenige, welche fünfzehn Jahre vorher die große Verfolgung der Juden veranlaßt hatte. Aber die so im Sommer des Jahrs 1381 wüthete, übertraf, nach Königshofen Bericht, die beyden ersten. Von dieser sagt er, wurden die Kirchen (durch Vermächtnisse und Seelenmessen) so reich, daß man die alten kleinen Bethhäuser zum alten St. Peter, St. Nikolaus und St. Martin abbrach, und neue Kirchen bauete; von denen St. Martin auf dem Gartnersmarkt schon lange abgegangen, die beyden ersten aber noch der öffentlichen Gottes-Verehrung gewiedmet sind.

Drey gewaltige Aristokraten werden aus der Stadt vertrieben.

Wie nöthig es sey, daß freye Bürger über ihre Staats-Verfassung wachen, und keinem ihrer selbst erwählten Richter oder Verwalter zu viel Gewalt einräumen, wird folgende Geschichte beweisen. Während dem zehnjährigen Stadt-Regiment, welches im Jahr 1372 eingeführt wurde, gab der Ammeister **Heinrich Arg**, wegen Leibes-Blödigkeit sein Amt auf; und **Walter Wasicher** wurde im Jahr 1381 an seine Stelle erwählt; **Hanß Kanzler** hatte vorher auch schon einmal diese Würde begleitet; und als im Jahr 1381 die Regierungs-Art wieder auf den alten Fuß gebracht wurde, kam Kanzler für das Jahr 1383 neuerdings in dieses Amt, der **Philipp Hanßen** einen angesehenen Mann, zum Busenfreund hatte. Diese drey listigen und Ränkevollen Männer hatten nach und nach alle Gewalt an sich gezogen, und fast alle Rathsglieder sehr künstlich in ihr Interesse verkettet; alle Wahlen mußten nach ihrem Willen geschehen; und wer Aemter und Würden, oder ein günstiges Urtheil, auch in der ungerechtesten Sache erhalten wollte, durfte sich nur mit etwas ansehnlichen Geschenken an diese Alleinherrscher wenden, so bekam er was sein Herz begehrte.

Damit nun die Gewalt nicht aus ihren Händen käme, so wollte **Wasicher** im Jahr 1385 wiederum Ammeister werden; und dazu hatten diese drey gefürchteten Männer die Rathsherren größtentheils schon gestimmt. Aber der damalige abgehende Ammeister, ein muthiger patriotischer Becker, **Conrad von Geispolzheim**, widersetzte sich diesem Anschlag; stand im Rath auf und sagte: „**ehe er zugeben würde, daß diese drey Männer noch länger alle Gewalt an sich zögen, und alles Recht und Ordnung verkehrten, ehe wollte er das Stadt-Panier in die Hände nehmen, vor das Münster ziehen, und mit den Handwerkern einen neuen Ammeister wählen!**„— und nun wollte er fortgehen; (Heil dir, muthiger Bürger! Dein Name verdient in unsern Jahrbüchern aufbewahrt zu werden!) allein ein solcher Schritt ließ einen allgemeinen Aufstand befürchten, von dem man die Folgen nicht voraussehen konnte; die andern Rathsherren hielten ihn also zurücke, gaben ihm Recht, und das Gesetz, welches alle Jahr einen neuen frey erwählten Ammeister verordnete, wurde befolgt. Man setzte hernach eine Kommißion nieder; welche die Regierung dieser drey Männer genauer untersuchen sollte; da fand sichs nun, daß sie, wie ehemals die adelichen Aristokraten, Schutz-

Burger angenommen, Aemter und Ehrenstellen verkauft, und überhaupt nicht den gemeinen Nutzen der Stadt, sondern ihren eigenen Vortheil zum ersten und letzten Zweck aller ihrer Handlungen gemacht hatten. Sie wurden nun auf Lebenslang aller Aemter und Ehren unfähig erklärt, ihnen auf zehen Jahre die Stadt verboten; und die Hälfte ihrer Güter zum Nutzen der Stadt eingezogen.

Von der Rheinbrücke.

Ueber den Rhein zu kommen, waren in den alten Zeiten, da man noch keine Brücken hatte, zwey **Fähren**, die obere bey dem Dorf Kehl, und die untere in der Ruprechtsau. Die **erste Schiffbrücke** bauete die Stadt Straßburg im Jahr 1333 bey **Ehrstein**, als sie die Festung Schwanau, aus welcher Walther, Herr von Geroldseck, ihr Gebiet oft beunruhigte, belagern, und ihm in sein Land fallen wollte. Die Festung wurde auch gewonnen, und dem von Geroldseck sein ganzes Land verheeret. Im Jahr 1370 wurde abermal eine Schiffbrücke über den Rhein gemacht, über welche Straßburgs Bürger zu Roß und zu Fuß vor das Schloß **Windeck** zogen, und das ganze **Bihlerthal** verbrannten.

Die

Die erste beständige Rheinbrücke, welche theils auf Schiffen, theils auf Pfählen ruhete, ist im Jahr 1388 erbauet worden; als die Völker des Marggrafen von Baden die Straßburger angriffen, und ihnen alle, jenseits des Rhein gelegene Höfe und Güter verbrannten; auch herüber kamen, und bis Gambsheim streiften. Diese Brücke war nicht nur dem Marggrafen, sondern auch allen andern Fürsten und Herren, jenseits des Rheins, gar sehr zuwider; weil die Straßburger über dieselbe einen freyen offenen Paß in ihre Länder hatten. Auch die Eigenthümer der **Fähren**, welche jetzt überflüßig worden waren, fiengen Streit und Händel an: doch erhielt die Stadt endlich im J. 1393 die Kayserliche Bestätigung dieser Freyheit, auf ewige Zeiten. Diese erste Brücke stand etwas weiter oben als die heutige, welche erst im Jahr 1566 erbaut worden ist; wovon an seinem Ort das Nöthige wird gemeldet werden.

Krieg der Stadt Straßburg mit ihrem Bischof Friedrich von Blankenheim, 1374.

In dem J. 1374 wurde **Friedrich von Blankenheim** zum Bischof von Straßburg erwählt. Dieser war zwar ein gelehrter, aber kriegerischer Mann, stolz, geizig, herrschsüchtig, und folglich

nicht sonderlich geschickt, ein Nachfolger der Apostel, ein Prediger der Liebe und des Friedens zu seyn. Er drückte nicht nur seine Unterthanen mit schweren Abgaben, sondern auch die Stadt Straßburg gerieth durch Verrätherey des Bischofs im J. 1390 in einen schweren Krieg. Die Veranlassung dazu gab folgende Geschichte:

Bruno von **Rappoltstein** hatte einen Englischen Ritter schon etliche Jahre in schwerer Gefangenschaft gehalten: da nun dieser Bruno unterdessen der Stadt Straßburg Bürgerrecht angenommen hatte, so schrieb der König von England, **Richard** II. einigemal sehr höflich und dringend an den Magistrat, um die Befreyung des Englischen Ritters; dieser gab sich auch alle Mühe, Bruno dazu zu bewegen; allein er wandte vor, weil er damals, da er den Ritter gefangen bekommen, nicht der Stadt Bürger gewesen wäre, so könnte sie sich in diesen Handel auch nicht mischen; er hätte seine guten Gründe, warum er den Ritter gefangen behielte. Der Magistrat entschuldigte sich hierauf bey dem König, und nahm sich der Sachen weiter nichts mehr an.

Der König von England schrieb darauf an den Kaiser **Wenzeslaus**, und an andere große Herren des teutschen Reichs, sie möchten die

von Straßburg anhalten, Bruno von Rappelstein zu zwingen, daß er den Ritter ließe: allein die Stadt, die dazu kein Recht hatte, entschuldigte sich abermal schriftlich. Nun wurde ein Reichshofgericht in Böhmen gehalten; aber anstatt die Straßburger vorzuladen, wurden sie unverhört in die Reichsacht erklärt *).

Nun wurden Straßburgs Bürger allenthalben beschädigt, und ihre Kaufleute an manchen Orten beraubt und gefangen gehalten. Die Stadt gab sich daher alle Mühe aus der Acht zu kommen. Es wurde auch in der Fasten 1391 in Maynz ein Vergleich mit dem Kaiser getroffen, nach welchem die Stadt 4,500 Gulden bezahlen, und von der Acht frey werden sollte: allein der Bischof, der bisher immer verrätherisch unter der Decke handelte, und den Streit in die Länge zog, der Marggraf von Baden, Hanß von Lichtenberg und Bruno von Rappoltstein, der

*) Reichsacht und Aberacht ist eine Strafe derer die den Landfrieden brechen; dadurch werden sie in dem teutschen Reich alles Schutzes beraubt, und ihr Leib und Leben, Haab und Gut jedermann Preiß gegeben; so, daß sie berauben, beschädigen, ja gar tödten kann, wer nur will.

des Streits Anfänger war, mit noch andern Herren, welche alle der Stadt Straßburg große Summen schuldig waren, schrieben an den Kaiser und an den Landvogt: man sollte die Absolutionsbriefe nicht ausliefern, so wollten sie mit noch andern Fürsten und Herren, die Stadt Straßburg unversehens überfallen, und für den Kaiser gewinnen, oder wenigstens nöthigen, große Summen Geldes zu geben. Der niederträchtige Kaiser ließ sich den Vorschlag gefallen, und schickte dem Bischof hundert Blätter Pergament, mit dem Kaiserlichen Insiegel versehen; auf diese sollte der Bischof, in des Kaisers Namen, Einladungs-Briefe schreiben, um die Fürsten und Ritter zum Krieg wider Straßburg aufzumuntern. Dieses geschahe nun in möglichster Stille. Alle Fürsten und Ritter dis- und jenseits des Rheins rüsteten sich so heimlich, daß nicht einmal ihre Räthe wußten, wo der Krieg ausbrechen würde. Und damit der Bischof die Stadt recht sicher machte, so ließ er seinen **arme Lüte** (so nannte man damals das Landvolk) bekannt machen: sie sollten nichts flüchten, denn er wüßte von keinem Krieg.

Die Stadt Straßburg wurde zwar oft gewarnt, versah sich aber nichts Böses zu ihrem

Bischof, dem sie schon so oft aus der Noth geholfen hatte. Ja sie war noch so voll Zutrauen gegen ihn, daß sie ihn manchmal, und zuletzt noch wenige Tage vor dem Ausbruch des Kriegs fragen ließ: was doch die großen Kriegsrüstungen zu bedeuten hätten, und auf wen sie gerichtet wären? er antwortete: er wüßte es nicht; er wäre selbst begierig es zu erfahren; er wollte deswegen seine Diener ausschicken, und was er erführe, wollte er sie gleich wissen lassen. Allein bald darauf erfuhr man, daß Bruno von Rappoltstein den 24. Aug. 1392 die Stadt **Gemar**, welche er denen von Mühlenheim versetzt hatte, mit List eingenommen habe; so wie er auch schon vorher die Stadt **Rappoltsweiler**, welche von ihm gemeiner Stadt Straßburg verpfändet gewesen, wieder in Besitz genommen hatte.

Nun merkten die Straßburger erst, daß das Gewitter bey ihnen ausbrechen würde. Sie machten sich also auf eine tapfere Gegenwehr gefaßt. Jetzt fieng man an alle Güter und Lebensmittel vom Lande in die Stadt zu ziehen. Aerndte und Herbst waren damals sehr wohl gerathen: nun wurden allenthalben in den Häusern, auf den Gassen, ja sogar in den Kirchen die Früchte ausgedroschen. Rings um die Stadt herum brach man bey

600 Gebäude ab, unter denen auch der schöne Spital, der damals noch ausserhalb dem Spitalthor, nahe am Stadtgraben stand, und das St. Elisabethen-Kloster, wie auch die zwey Dörfer Königshofen und Adelshofen *), vor dem Weissenthurnthor mitbegriffen waren, deren jenes die Feinde in Brand steckten, dieses die Stadt selbst zerstörte; auch wurden alle Bäume umgehauen, damit man eine freye Aussicht haben, und kein Feind sich verbergen könnte. Der Ein- und Ausfluß der Breusch in der Stadt wurde mit starken Ketten geschlossen, und Wachtschiffe ausgestellet; auf die Mauern und Thürne eine Menge Geschütz aufgepflanzt; und so erwartete man den Feind.

Endlich im Monat September, kamen die Fürsten und Herren, welche sich wider Straßburg verbunden hatten, mit 2000 Gleven, das ist, 8000 Reitern und viel anderm Volk in das Bisthum, und kündigten nun erst der Stadt den Krieg an, der am nämlichen Tage mit Raub und Brand auf den Dörfern grausam genug angefangen wurde.

---

*) Adelshofen ist nachher nahe bey Schiltigheim wieder aufgebauet, und endlich gar mit demselben vereiniget worden.

Zweymal wagten die Feinde einen Angriff auf die Stadt, wurden aber immer wieder zurück getrieben. Den 22. Sept. geschah der dritte Angriff von der Mezgerau, und zugleich griffen die Feinde auch das Commando auf der Rheinbrücke an. Mitten auf derselben stand das Zoll- und Wachthaus, dieses war mit verborgenen Fallbrücken versehen, darum wagten sich die Feinde nicht auf die Brücke; aber von beyden Seiten des Rheins stürmten sie heftig mit Geschoß auf die tapfern Straßburger, beschädigten aber keinen Mann. Diese hingegen schoßen zween Feinde und viele Pferde todt. Nun kamen zwey brennende Schiffe, mit Holz, Pech und Schwefel angefüllt, den Rhein herunter geschwommen; zu beyden Seiten derselben waren lange Hacken und Querbalken angebracht, damit sie an den Jochen hängen bleiben, und die Brücke über sich anzünden sollten: aber die muthigen Vertheidiger der Rheinbrücke stiegen hinab, hieben die Querbalken ab, und leiteten die Schiffe unter der Brücken durch.

Darauf kamen auch zween breite Flöße aus langen dicken Bäumen zusammen gebunden, und mit Leuten besetzt, daher getrieben; diese sollten an die Pfeiler stoßen und dieselbe zerbrechen: aber beyde Flöße blieben oberhalb der Brücken auf

einer Sandbank sitzen. Von dem Geschoß der Straßburger geängstiget, flohen die Feinde von den Flößen, und retteten sich ans Land. So half Gott, der allein den Sieg giebt, unsern Vätern an diesem merkwürdigen Tage aus aller Gefahr. Den ganzen Tag stürmten die Feinde mit aller Macht auf die Stadt und auf die Rheinbrücke, und am Abend zogen sie sich mit Schande und Schaden in ihr Lager zurück. Nicht einmal einige Mühlen, welche ausserhalb der Stadt standen, aber mit Geschütz und bewaffneten Leuten besetzt waren, konnten sie erobern.

Die Feinde sahen nun wohl, daß die Stadt für sie unüberwindlich wäre: sie hoben also die Belagerung auf; legten ihre Völker rings um die Stadt in die Dörfer und Flecken; schnitten ihr alle Zufuhr ab, streiften und lauerten aller Orten auf Raub, verbrannten viele Dörfer, und was ausserhalb der Stadt den Bürgern gehörte, wurde verheeret. An Lebensmitteln hatte zwar Straßburg keinen Mangel; ein Viertel Waizen galt kaum 6 Schillinge, und eine Maaß guten Wein 3 oder 4 Pfenninge: aber Eisen, Holz, Salz, Heu und Haber war für Geld nicht zu bekommen. Und da die Feinde bey Erstein die Ill abgegraben und in den Rhein geleitet hatten, auch ohnehin wegen

dem dürren Sommer alle Wasser sehr klein waren, so hatte man zwey Monate lang große Noth mit dem Mahlen. Doch fand man auch hierinnen Rath, die Stadt machte eine **Schiffmühle** unter die **Rheinbrücke**, welche jeden Tag 20 bis 30 Viertel Mehl lieferte.

Unter diesen Dingen thaten auch die Straßburger manche Ausfälle auf ihre Belagerer. An dem heiligen Christabend 1392 streifte ein Hauptmann, **Cuno von Kalbitzstein** mit etlichen Freywilligen auf die Feinde; bey Weihersheim stiessen sie auf einen Hauffen Böhmischer Völker, welche jenen an der Zahl dreymal überlegen waren; gleichwohl siegten die Straßburger unter ihrem klugen und tapfern Anführer, und brachten den Böhmischen Hauptmann und 24 andere, meistens Edelleute gefangen in die Stadt *).

---

*) Warum waren doch die alten Straßburger immer so glücklich in ihren Kriegen? **Antwort:** sie wählten sich immer gute Anführer! Nur Männer von geprüfter Treue, vestem Muth und tiefen Einsichten stellten sie an ihre Spitze; und mitten im Genuß des Friedens beschäftigten sie sich mit kriegerischen Uebungen. Möchten wir doch, lieben Mitbürger, bey den Wahlen unserer Bürger-Offiziere auch vorsichtiger zu Werke gehen; und unser Blut und Leben — ja

Die Straßburger zogen auch mit einer großen Macht über den Rhein in des Marggrafen Land; verbrannten viele Dörfer und erbeuteten 1,500 Stück Rindvieh.

Endlich im J. 1393 den 2. Hornung, kamen die Gesandten der Stadt Straßburg nach Prag vor den Kaiser, und baten um die Aufhebung der Acht. Dieser ließ sich gegen Erlegung einer Summe Geldes von 32,000 Gulden sogleich willig finden; absolvirte die Straßburger von dem Reichsbann; bestätigte der Stadt die Rheinbrücke sammt dem Zoll als ein ewiges Eigenthum; doch mit dem Vorbehalt, daß der Kaiser jederzeit freyen Paß über dieselbe habe. Darauf erfolgte nun auch der Friede mit dem Bischof und seinen Helfern zu Hagenau; in welchem der Stadt Rechte und Freyheiten bestätiget; die beyderseitigen Gefangenen unentgeldlich erlediget; den

---

selbst das Wohl des Staats keinem ungeschickten oder unwürdigen Manne anvertrauen, der nur blos an unserer Spitze zu paradieren sucht. Wer Bürger, deren Leben für den Staat und für ihre Familien so kostbar ist, anführen will, der muß warme Vaterlandsliebe, vesten Muth, und die im Krieg nöthigen Kenntnisse besitzen; und wenn er diese letztere nicht hat, so muß er sie sich in Zeiten zu verschaffen suchen.

Bürgern ihre Güter wieder zurück gegeben; und aller Schaden und Kriegskosten gegen einander aufgehoben wurde.

Des Ammeister Müllers Untreue und Strafe.

Nach geschlossenem Frieden klagte ein Bürger gegen den damaligen Ammeister **Conrad Müller**, daß er während dem Kriege mit den Feinden der Stadt verrätherischer Weise Briefe gewechselt; viele Schreiben, die gemeiner Stadt Wohl hätten befördern können, hinterhalten, und andere nach seinem Gutdünken für sich beantwortet habe. Als nun diese Klage gehörig erwiesen, und nur allzu gegründet befunden wurde, verurtheilte ihn der Rath zu einer ewigen Gefangenschaft. Dem zufolge wurde auf dem Thurn des ehemaligen Zollthors, dem alten St. Peter gegen über, ein sicheres Gefängnis für ihn bereitet, in welchem er, ohne daß jemand ein Wort mit ihm reden konnte noch durfte, nach einer zehnjährigen Gefangenschaft starb. Von seinem Vermögen, welches halb gemeiner Stadt zufallen sollte, nahm der Rath, aus Nachsicht für seine Erben, nur 100 Mark Silbers.

Der Bischof, der sich durch diesen Krieg mit den Gütern der Stadt Straßburg zu bereichern

gedachte, befand sich nun selbst in einer verzweifelten Lage. Seine eigenen Vasallen, denen er große Versprechungen gethan, und ihnen Brief und Siegel darüber gegeben hatte, streiften nun selbst auf den Bischof, und plünderten seine Schlösser, weil er, sie zu bezahlen oder sich zu vertheidigen, ausser Stand war. Er war so viel schuldig, daß er sich kaum mehr durfte sehen lassen; und seine unglückliche Unterthanen schmachteten in der bittersten Armuth; vor den Straßburgern schämte er sich, und sonst wußte er nirgends Rath und Hülfe. Er wandte sich also an den Pabst, klagte ihm seine Noth, und hielt um ein anderes Bisthum an. Da dieses seine Amtleute merkten, wollten sie ihm auch nicht mehr gehorchen, noch ihn in seine Städte und Schlösser einlassen. Endlich wurde das Bisthum Utrecht ledig; dieses gab ihm der Pabst; und als er die päbstliche Bulle darüber erhalten hatte, erwartete er den Morgen nicht, sondern ritte in derselbigen Nacht, ohne Urlaub davon; und ließ das Bisthum mit Noth und Schulden belastet, hinter sich zurück.

Wenn ich alle die Kriege, welche Straßburg nur in einem Zeitraum von 50 Jahren, theils mit seinen Bischöffen — mit dem benachbarten

Adel — mit dem Marggrafen von Baden — dem Herzog von Bayern und andern Fürsten geführt hatte, erzählen sollte, (in welchem leztern allein im Jahr 1389, nebst der Stadt Brumat auch 150 Dörfer, im untern Elsaß geplündert und verbrannt wurden) so müßte ich ein weitläufiges Buch schreiben. Meine Leser werden sich daher leicht vorstellen können, wie groß die Armuth und das Elend der unglücklichen Landleute gewesen seyn müsse; und wie hochnöthig der nie genug geschätzte kostbare Friede unserm ausgesogenen Vaterlande damals war: allein diese selige Zeit war noch sehr ferne.

Es wurde zwar im Jahr 1395 von Seiten der Stadt mit dem neuen Bischof Wilhelm v. Dietz, (dem Straßburg zu dieser Würde verholfen hatte,) und mit dem Domkapitel ein **merkwürdiger Vergleich** errichtet, in welchem alle Beschwerden und Forderungen des vorigen Bischofs abgethan, für null und nichtig erklärt, — der Stadt Freyheiten bestätigt, — und ihr die Münzgerechtigkeit und die Verwaltung des Frauenhauses übergeben wurde: allein die Geschichte wird uns bald überzeugen, daß Wilhelm von Dietz ein eben so schädlicher Mann als sein Vorgänger, Friedrich von Blankenheim, gewesen seye.

In diesem Jahr 1395 fieng man an kleine Silbermünzen zu schlagen, als Groschen, Batzen und Schillinge; auf einer Seite war die Kreutzstraße geprägt, mit der Umschrift: Gloria in excelsis Deo, et in Terra pax Hominibus, teutsch: **Ehre sey Gott in der Höhe, Friede auf Erden den Menschen**; auf der andern Seite war die Straßburgische Lilie. Auch hat man in dieser Zeit angefangen Hellerbrodte zu backen, indem die Pfenning Brodte zu groß waren. Und im Jahr 1397 gerieth der Herbst so wohl, daß ein Fuder Wein nur 2 Gulden galt. Um diese Zeit wüthete auch wieder eine schwere Seuche in unserer Vaterstadt, welche mehrere Jahre anhielt.

Damals baute man den großen **Bürgerspital** an den Platz da er noch stehet; in welchem selten weniger, aber oft noch mehr als achthundert kranke, gebrechliche und alte Personen ernähret und verpfleget werden. Ausser diesem uralten Bürgerspital, dessen Stiftung wir wahrscheinlich den Fränkischen Königen zu verdanken haben, stiftete ein Ritter in der Kalbsgasse, **Johannes**, mit seiner Schwester, **Jungfrau Finen**, im Jahr 1311 ein Krankenhaus, welches von seiner Stifterin der **Finenspital** genennet

wurde; in welchem man nach ihrer Verordnung, ewekliche solt ziehe und spise zum minste zehen arme bresthafte Mensche, und einen Priester mit sime Gesinde, der die Siche besorget und usrichtet. Heil diesen Edeln, welche zu der Zeit, da der Adel die Menschlichkeit schien ausgezogen zu haben, eine so menschenfreundliche Stiftung gründeten! Dieser Finenspital stand da, wo heut zu Tage die Kirche des heiligen Ludwigs stehet.

Fünfte Erweiterung der Stadt.

Schon im Jahr 1387 fieng man an um die Krautenau einen Graben zu ziehen, in der Absicht, dieselbe in eine Ringmauer einzuschliessen: da man aber mit der vierten Erweiterung noch zu thun hatte, und die Kosten der Stadt zu groß waren, ließ man das Werk liegen, bis auf das Jahr 1404 in der Fasten. Nun aber fieng man die Arbeit in der Gegend des heutigen Findlinghauses, wo damals in einiger Entfernung der St. Niklausthurn stand, mit ganzem Ernst an. Von diesem Thurn hinter St. Niklaus in undis, führte man die Mauer und den Graben an den Johannisthurn, der hart an dem Rheingießen erbaut war, (welcher sonst auch wegen dem dabey gestandenen Kloster St. Johann in undis, der

Johannis-Gießen genennt wurde) und von da gegen dem St. Katharina-Kloster bis an den Stadtgraben bey dem Mezgerthor. Auf der andern Seite des St. Niklausthurns zog sich die Mauer gegen dem Fischerthor zu. Die bemeldten zween Thürne wurden auch für Thore gebraucht; daß also die Krautenau vier, die Stadt aber überhaupt 11 Thore hatte, als das Weissethurn- Kronenburger- Steinstraßer- Juden- Fischer- Niklaus- Johannis- St. Katharinen- Mezger- Spital- und Elisabethen-Thor. Von diesen 11 Thoren sind in den neuern Zeiten 4 abgegangen; als das Niklaus- Johannis- Katharinen- und Elisabethen-Thor.

Von dieser alten Ringmauer der fünften Erweiterung, sind neben dem Fischerthor, zwischen dem Wall und dem Graben, und hinter der Kanonier-Kaserne noch kleine Reste zu sehen; und das Wachthaus auf dem Wall bey dem Pulverthurn, vor dem französischen Spital, stehet noch auf dem untern Theil eines Thurns, der zu dieser Bevestigung gehörte.

Die Mauern, Thürne und Gräben dieses Quartiers, sind im J. 1682, als die Citadelle erbauet wurde, abgetragen, und der Erde gleich gemacht worden.

Gedicht,

über die Sitten

der alten Teutschen,

in den Rheingegenden.

Nach Tacitus Beschreibung.

Alsa! *) Menschen nützten früh
deinen fetten Strand:
Ha! Jahrtausende ist er
schon ein Vaterland!

War es — ist es heute noch —
wird es ewig seyn;
Neben dir bewässert ihn
auch der stolze Rhein.

Männer, voller Muth und Kraft,
wild, doch treu und gut —
Groß und stark, und kriegerisch,
tranken deine Fluth!

Streiften rasch durch Busch und Wald,
fällten kühn das Thier:
Griffen auch oft Nachbarn an,
raubten dort und hier.

---

*) Alsa heißt der Illfluß, von dem das Elsaß den Namen hatte.

So ein Mann war fürchterlich,
wild sein Schlachtgesang;
Wenn, mit stark benervtem Arm,
er die Keule schwang.

Eine rauhe Bärenhaut
Haupt und Schultern deckt.
Wunder, daß sein Ansehn nicht
selbst die Römer schreckt!

Nicht erkannten sie dich, Gott!
Heiden waren sie:
Doch vor Götzen beugte sich
niemals auch ihr Knie *).

Götzen — Ha! die sind ja nichts,
sprachen sie, als Stein:
Und die Gottheit schließt sich nicht
zwischen Mauern ein **)!

Ahndungsvoll empfanden sie
Unsichtbarer, Dich!
Jeder Busch und jeder Hain
zeigte ihnen — Dich!

---

*) Sie glaubten mehrere unsichtbare Gottheiten, gaben ihnen auch verschiedene Namen, aber Bilder hatten sie nicht.

**) So urtheilen sie von den römischen Götzen und Götzentempeln.

Still — voll Ehrfurcht horchten sie,
that des Priesters Mund —
(Sey's Betrug: — sie wußtens nicht!)
Götterwillen kund!

Heilig war der Gottheit Wink
ihnen, wenn gleich schwer:
Ihr zu liebe boten sie
auch die Kehle her! *)

Und was machte sie so stark,
willig und bereit?
Glaube, Freygeist, schäme dich!
an Unsterblichkeit.

Freyheit war ihr Bürger-Glück —
war ihr Stolz — ihr Ruhm;
Freyheit jedes Bürgers Wunsch,
Jedem Eigenthum!

Bey Versammlungen des Volks
sagte jeder frey,
Was nun, seiner Einsicht nach,
Allen nützlich sey.

*) Wenn die Priester vorgaben: „Die Gottheit ver„lange ein Menschen-Opfer, und habe diesen oder „jenen dazu ersehn,„ — so bot derselbe willig seinen Hals dem Opfermesser des Priesters dar, und ließ sich die Kehle abschneiden. O Christ! macht dich der Eifer, die Ehrfurcht, der Gehorsam deiner Urväter gegen die Gottheit nicht schamroth?

Und den klügsten, besten Mann
wählten sie zum Haupt:
Doch der hohe Rang war ihm
nur ein Jahr erlaubt.

Alsdann zog er sich zurück
in der Bürger Zahl,
Und ein Andrer stieg hinauf
durch die neue Wahl.

Wenn bey uns Verachtung oft
hohes Alter drückt:
War's bey ihnen hoch geschätzt,
sterbend noch erquickt.

Wie zu Sparta *), war der Mann
von dem Volk geehrt,
Den bey weissem Silber-Haar
Laster nicht entehrt.

Junge Männer horchten auf,
wenn der Greis im Rath
Von Geschichten alter Zeit
etwa Meldung that.

---

*) Sparta, eine ehemals berühmte Stadt in Griechenland. Die Spartaner bewiesen alten Leuten besonders viele Hochachtung.

Unsre Väter scherzten auch
mit dem Laster nicht:
Strenge Sitten ehrten sie,
hielten sie für Pflicht.

Weichlichkeit entnervt und schwächt,
sprachen sie, den Mann,
Zieht dem raschen Jüngling selbst
Todtenblässe an.

Hartes Lager, rauhe Kost
giebt gesundes Blut;
Durch Strapatzen wächst die Kraft,
durch Gefahr der Muth.

Viele Kinder — das war Ruhm,
Ehre für den Mann:
Und zu diesen nahm er oft
auch noch Waisen an.

Bey dem eig'nen Feu'r und Heerd
saß sein Sklave frey;
Fühlte selten oder nie
daß er Sklave sey!

Liebling eines Herren seyn —
das war wohl nicht gut:
Denn er mußte, starb der Herr,
mit ihm in die Glut *).

* * *

Leser! wie gefällt dir nun
jenes Urvolks Bild?
Gütig — grausam — tugendhaft,
und doch schröcklich wild.

Muster sey es dir — wo es
besser war als du:
Und vor seiner Grausamkeit
schließ dein Auge zu!

---

*) Die alten Teutschen verbrannten ihre Todten — und das, was dem Verstorbenen in seinem Leben das Liebste gewesen war, — seine Waffen, sein Pferd, auch wohl ein Sklave — wurde mit dem Körper verbrannt, damit er es in der andern Welt wieder hätte.

Friese.

BSB
MÜNCHEN

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Friese, Johannes,

Neue Vaterländische Geschichte der Stadt Straßburg und des ehemaligen Elsaß
es Von den ältesten Zeiten bis auf das Jahr 1791

Bd.: 1

Straßburg 1792

Als. 214 h-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10253243-6
VD18 90032934